Der grundgescheute Antiquarius



Heft 1 * Horst Stobbe Verlag München * Jahrgang I



Von dieser Zeitschrift erscheinen im Jahre sechs Hefte, wechselnd mit den sechs Heften der Zeitschrift „Die Bücherstube“. Preis des Heftes Mark 4.00, des Jahrgangs Mark 20.00. Der Preis für beide Zeitschriften („Die Bücherstube“ und „Der grundgescheute Antiquarius“) ermäßigt sich auf Mark 38.00. Den Druck in der Original-Schwabacher besorgte Knorr & Hirth in München, das Zeichen auf dem Umschlag ist von Bruno Goldschmitt. Die Zuschriften und Sendungen zum eigentlichen Text und zu den Bücherbesprechungen sind an den Herausgeber Carl Georg von Maassen in München, Friedrichstr. 21 zu richten, die zu den Katalogen, Versteigerungen und Anzeigen an den Verlag in München, Ludwigstr. 17a.

Inhalt

Zur Einführung 1

Zeitgemäßes. Alte Worte zu neuen Ereignissen 7

1. M. A. von Thümmel 7
2. J. H. Voß: Deutschland 8
3. Fr. Bouterwek 10
4. W. Menzel 11
5. Heine über den Kommunismus 12

Humor des 18. Jahrhunderts 15

1. J. C. Wezel: Der dicke Amyntas 15
2. Derber Witz aus Urgroßvaters Zeit 19

Beiträge zur Hoffmann-Forschung 22

1. Ein unbekanntes Billet E. T. A. Hoffmanns an Clemens Brentano 22
2. Eine seltsame Hoffmann-Anekdote 24

Stiefkinder des Antiquariats 28

Arabesken: Bilder aus dem Leben des Andreas Nußbiegel von P. Talkebarth 33

Der Zettelkasten: Bibliographische Nachweise 36

Der grundgescheute Antiquarius

Herausgegeben von Carl Georg von Maassen

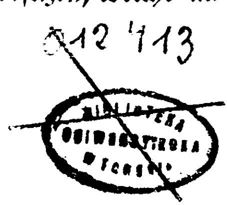
Erster Jahrgang München, Februar 1920 Erstes Heft

Sämtliche Beiträge dieses Heftes sind, bis auf die mit anderen Namen unterzeichneten, vom Herausgeber.

Zur Einführung

Es ist für den Herausgeber einer neuen Zeitschrift gar zu verführerisch, gleich an der Spitze des ersten Heftes sein übervolles Herz auszuschütten, in pomphaften Worten den Lesern die Bedeutung seiner Zeitschrift, die alles dagewesene in den Schatten stellen soll, hervorzuheben und in glühenden Farben alle Genüsse auszumalen, die ihrer einmal warten werden. Es steht außer Frage, daß es dem Herausgeber bitter Ernst mit seinen Versprechungen ist, aber er bedenkt nicht, daß ihm selbst einmal Atem und Stoff ausgehen können, und daß er dann ganz auf die Gnade und das Können seiner verehrten Mitarbeiter angewiesen ist. Und so verändert sich häufig in kurzer Zeit die Physiognomie eines Blattes, und das erstaunte Publikum sieht mit Mißfallen, daß all die schönen Versprechungen nur schillernde Seifenblasen waren, die gar bald in ein blasses Nichts zerflatterten. Ist es also eine heikle Sache, bei Zeitschriften, denen man doch gerne ein langes Leben wünscht, ein ausgesprochenes Programm zu geben, so erwartet doch andrerseits der Leser, der sich nicht für sein gutes Geld ein volles Jahr lang durch allerlei üble Überraschungen narren lassen will, zu wissen, was ihm in Zukunft geboten werden soll. Die Berechtigung hierzu sieht auch der Herausgeber der vorliegenden Zeitschrift ein, um so mehr, als mit diesem ersten Hefte allein kein deutlicher Begriff vom Ganzen gegeben werden konnte, denn er vermochte des beschränkten Raumes wegen nicht alles unterzubringen, was in seiner Gesamtheit geeignet gewesen wäre, ein fest umrissenes Bild zu zeigen, das eine theoretische Abwicklung seiner Absichten überflüssig gemacht hätte.

Die Idee, aus welcher der „Grundgescheute Antiquarius" herauswuchs, entstand vor einem reichlichen Jahrzehnt im Kreise der „Gesellschaft der Münchener Bibliophilen". Man sprach den Wunsch aus, neben den üblichen Buchveröffentlichungen, die zumeist Neudrucke älterer Werke waren, auch eine kleine Zeitschrift zu besitzen, welche all die vielen amüsanten Kleinigkeiten



enthalten sollte, die während der Sitzungen zur Unterhaltung der Mitglieder zum Besten gegeben worden waren: Sammler-Erfahrungen, literarhistorische Funde, bibliophile Merkwürdigkeiten, wie sie dem Sammler und Forscher oft mühelos in den Schoß fallen, die er zur Unterhaltung mitteilt, aber zumeist nicht aufschreibt oder veröffentlicht, und welche daher bedauerlicherweise für die Allgemeinheit ungenützt wieder verschwinden, womit gar manches wertvolle, das langwierige Gelehrtenarbeit erspart hätte, wieder verloren ging. Das Verlangen nach solch einem Blatte war um so dringender, als Niemand eines nennen konnte, das solche Bedürfnisse auch nur annähernd befriedigte. Was man an ähnlichen Zeitschriften bereits besaß, waren entweder rein wissenschaftliche Blätter, welche sich um derartig bescheidene Dinge nicht kümmerten, oder solche, die ihren Stoffkreis so weit gezogen hatten, daß man sich aus der verwirrenden Fülle unzähliger Mannigfaltigkeiten mühsam die wohlschmeckenden Beeren herausklauben mußte. Auch damals wurde schon der Titel, der nun am Kopfe unserer Hefte steht, geboren, und dem Herr Dr. Franz Blei (denn Ehre, dem Ehre gebühret) die endgültige Fassung gab: „Der grundgescheute Antiquarius". Diese Überschrift drückte so scharf das aus, was man beabsichtigte, daß sie dem jetzigen Herausgeber niemals mehr aus dem Gedächtnis geschwunden ist. Mußte man nun damals auch wegen der durch den Mitgliedsbeitrag nicht zu deckenden Druckkosten und vielleicht auch wegen der zu geringen Zahl opferfreudiger Mitarbeiter wieder von dem Plane Abstand nehmen, so lebte er doch in den Herzen vieler weiter, und das Verdienst des jetzigen Verlegers, der durch alle die Jahre die Verwirklichung des Gedankens nicht aus dem Auge ließ, ist es, daß nun nach einem Dezennium das erste Heft des „Grundgescheuten Antiquarius" tatsächlich erscheinen kann.

Bei seinen Besprechungen mit dem nunmehrigen Herausgeber, vertrat dieser die Ansicht, daß die Zeitschrift in der ursprünglich beabsichtigten Form sich aus Mangel an einem für dieses Gebiet genügend interessierten Leserkreis nicht zu halten vermöchte, sie müsse also den Gesichtskreis weiterziehen, ohne aber dem Stoffe selbst untreu zu werden, sie müsse sich eben nicht allein an den Sammler und Forscher, sondern auch an den etwas über das übliche Durchschnittsmaß gebildeten Literaturfreund und Bücherliebhaber überhaupt wenden. Aus dieser Erwägung heraus ist die nunmehrige endgültige Form geprägt. Daß der Herausgeber daneben auch noch eine über die gezogenen Grenzen hinausgehende Wirkung erhofft, möge an dieser Stelle unerörtert bleiben.

Im großen Ganzen widmet sich also der „Antiquarius" den alten Büchern, der älteren Literatur, und da er ein deutsches Blatt ist, besonders (und nach Möglichkeit ausschließlich) der deutschen.

Der erste Teil eines jeden Heftes dient, allerdings ohne jemals seinen Hauptzweck aus dem Auge zu verlieren, der Unterhaltung, indem er allerlei verschollene und vergessene Merkwürdigkeiten zu neuem Leben erweckt. Wer die unglaubliche Masse der älteren Literaturwerke kennt, weiß, daß er meilenweite Wüsten und Einöden durchwandern muß, bis er einmal auf einen lebendigen Quell stößt, und daß es mit dem Aufschlagen irgend eines vergessenen Schmökers durchaus nicht getan ist, um sogleich etwas Mitteilenswertes zu finden. Denn wir wollen Neues im Alten, nicht Veraltetes bringen. Wir suchen das Starke, Lebendige, Eigenartige, Dauernde, einerlei aus welcher Zeit es stammt, aber nicht das Modernde und Verstaubte, nur heilig und beachtenswert, weil es alt ist. Wie geschmackvolle Menschen auch das Moderne nicht lieben nur darum, weil es neu und verblüffend ist, und weil sich die Philister darüber ärgern. Wir wollen Vermittler sein zwischen unserer Zeit und jener versunkenen, die uns nur durch ihre Druckschriften noch Kunde geben kann, was einst Herrliches und Schönes war. Aber auch Merkwürdiges und Absonderliches, damit wir einmal wieder lachen können in unserer Zeit, die so blutig ernst ist. Die deutsche Literatur ist nicht überreich an komischen und grotesken Werken, und es gehört schon der Spürsinn des Sammlers und durstigen Genießers dazu, um die Quellen des Humors zu entdecken. Wir sind keine Jugenderzieher und keine prüden Moralisten und bringen ohne allzu große Ängstlichkeit das Drollige und Belachenswerte, wo und wie wir es finden. Wir scheuen uns auch nicht, hie und da ein bekannteres Gedicht abzudrucken, damit es wieder einmal gelesen werde, weil es schön ist. Der Deutsche soll seine Dichter kennen lernen. Auch alte Dinge, die wie für unsere heutige Zeit geschrieben scheinen, wollen wir, wenn auch nicht allzu oft, bringen.*) Wir wollen zeigen, und das wird erst im Laufe der Zeit deutlich werden, welch unerhörter Reichtum in den vergessenen Büchern schlummert. Muntere Geisterchen, die lebendig herausspringen, wenn der Zauberstab des Bibliophilen sie berührt. Das Knurren des modernen Literaten, der etwas von „Leichenausgrabung" und „Staubigem Zeug" vor sich hinbrummt, aus Furcht mit seinen eigenen Opusculis zu kurz zu kommen, wollen wir ihm in seinen Rachen zurücklachen, denn wir Bücherleser sind nicht nur dazu da, die Windeier auszubrüten, die er gelegt hat. Wir glauben vielmehr, daß gerade er allerlei aus dem alten Zeugs lernen könnte, nämlich wieder deutsch zu schreiben und nicht französisch, dänisch, russisch oder orientalisch. Unter den Proben aus alten Büchern (wir können uns hier ja nur auf kurze Auszüge beschränken) wird gar Vieles durch seine Frische und Unmittelbarkeit

*) Man verschone uns aber mit Einsendungen. Aus der großen Fülle, die uns zu Gebote steht, vermögen wir selbst nur das wenigste mitzuteilen.

ganz modern anmuten. Daß sich unter den Fachleuten, Forschern und Sammlern manche finden werden, die über diesen literarischen Teil murren werden, weil dadurch der zweite in seinem Raume beschränkt wird, verhehlt sich der Herausgeber nicht. Möchten doch diese Nörgler und Krittler bedenken, daß gerade bei diesem der Herausgeber gar bald mehr oder weniger von den Kenntnissen und der Gnade seiner Mitarbeiter abhängig sein wird, und dann, daß die Verwirklichung unserer Zeitschrift ohne jenen Teil nicht möglich gewesen wäre. Die kleinen Funde und bibliographischen Nachweise interessieren nur einen verhältnismäßig kleinen Kreis, der größere Teil der Leser wird aber naturgemäß wieder auf diese nicht allzu gut zu sprechen sein.

Wir gedenken jedem Hefte einen größeren selbständigen Aufsatz beizugeben, auf große abschließende wissenschaftliche Arbeiten aber zu verzichten, da hierfür die einschlägigen Fachblätter vorhanden sind. Es würde auch für sie nicht genügend Raum zur Verfügung stehen. Kurze literarische, wissenschaftliche oder bibliophile Betrachtungen, kleine Notizen, Quellenfunde, unbekannte Briefe oder Manuskripte alter Autoren und sonstige Entdeckungen werden sich anschließen. Wissenschaftliche Gründlichkeit ist überall erstes Erfordernis, doch bleibt aller tote Gelehrtenkram und jedes einseitige Sonderinteresse ausgeschaltet. Trockenheit der Darstellung macht keine Arbeit wissenschaftlicher, sondern wirkt nur abschreckend und langweilig. Möge der Mitarbeiter ständig des charakterisierenden Titels unseres Blattes eingedenk sein.

Der „Grundgescheute Antiquarius" ist keine wissenschaftliche Zeitschrift strengster Observanz. Er ist auch ein Blatt für jene Genießer, die in eignen oder fremden Bibliotheken auf Entdeckungsfahrten ausgehen, um sich selbst ein kleines Fest zu bereiten, jene Gourmets der Literatur, die mehr hinter einem Buche suchen, als darin zu lesen steht, bei denen die Ideen des Autors ganz abseitige eigene erzeugen, die beim Lesen nicht nur auf den Text, sondern auch auf die Leser sehen, die es vor hundert Jahren gelesen haben, und auf die, die es heute lesen werden. Jene Sonderlinge, die sich für den Verleger interessieren, der das Buch verlegt hat, für die Druckerei, in der es gedruckt wurde, den Buchbinder, der es gebunden, und zuletzt nicht nur für den Literaten, der es geschrieben hat, sondern auch für den Menschen, der in diesem Literaten steckte.

Eine der Hauptaufgaben besteht in der sorgfältigen Aufzeichnung bibliographischer Nachweise, sie sollen die großen Werke Goedekes, Holzmanns nnd Bohattas, Hayns u. a. ergänzen. Bei der Riesenarbeit, die auf diesem Gebiete bereits geleistet ist, werden unsere Beiträge möglicherweise nicht überreichlich fließen, aber Tropfen zu Tropfen gesellt füllen allgemach den Becher. Jeder Jahrgang, oder bei dem geringen Umfang desselben besser je zwei

Jahrgänge erhalten sorgfältige Register, sodaß unsere Zeitschrift auch zu einem brauchbaren Nachschlagewerk wird.

Auch Anregungen zu neuen wissenschaftlichen Werken, nach denen das Auge des Forschers sehnsüchtig ausschaut, sollen gegeben werden. Um ein Beispiel zu nennen: das Motivenlexikon, ein immer noch fehlendes, aber überaus notwendiges Hilfsmittel, dessen Ausführung allerdings umfassendes Wissen und Bienenfleiß voraussetzt. — Ein großer Teil unserer älteren Literatur (ganz abgesehen von den Zeitschriften) liegt noch unbearbeitet da, unzähligen anonymen und pseudonymen Büchern konnte bis heute der Verfasser nicht nachgewiesen werden. Der bisher beschrittene Weg ihrer Erforschung führte über Gelehrten- und Bücherlexika, Verlags- und Meßkataloge, Bibliothekswerke, über biographische Aufzeichnungen und Briefe. Kaum ist jemals ein Verfasser aus Charakter und Stil eines Buches mit Sicherheit erkannt worden, wofür die „Nachtwachen" von Bonaventura, deren Autor bis jetzt keineswegs nachgewiesen ist, ein Schulbeispiel bilden. So schwierig derartige Untersuchungen sind, wollen wir den Versuch wagen, indem wir kurze Beschreibungen mit Inhaltsangabe solcher, ohne Verfassernamen erschienener Werke bringen. Denn auch ohne Enthüllung der Autorschaft ist der Nutzen dieser Arbeiten einzusehen, gewinnen wir beispielsweise doch einen raschen Überblick über die behandelten Motive, und den Forschern wird die überflüssige Mühe erspart, langweilige und sterile Bücher zu lesen, da er aus kurzen Charakteristiken sofort ersehen kann, ob das in Frage kommende und meist schwer zu beschaffende Buch überhaupt ein genaueres Studium erfordert. Das bezieht sich nun nicht allein auf anonyme Werke, sondern auf die weniger bekannte Literatur überhaupt, besonders auf alle für den Tag geschriebenen Bücher, Leihbibliotheksromane, Zeitsatiren u. ä. Franz Blei (in den „Opalen") und Fedor von Zobeltitz (in der „Zeitschrift für Bücherfreunde") haben das Gebiet bereits mit Glück beschritten, doch hat besonders der erstere eine so persönliche Betrachtungsweise angewandt, daß er mehr der geistreichen Unterhaltung als der Forschung diente.

Es ist unmöglich, in dem knappen Rahmen, der uns für diese Einführung zu Gebote steht, alle Aufgaben, die sich unser Blatt gestellt hat, aufzuzählen, aber gerade diejenigen, an die unsere Worte gerichtet sind, wissen selbst nur allzugut, wo es fehlt und wo gearbeitet werden muß. Und für diese ist der „Grundgescheute Antiquarius" geschaffen, nämlich in der Absicht auf gegenseitige Unterstützung und Hilfe. Wahrlich ein schöner und weiter Wirkungskreis. Der Herausgeber gedenkt in einer späteren Nummer sich in einem „Wort an seine Mitarbeiter" ausführlicher über die Anforderungen und Aufgaben unserer Zeitschrift auszulassen. Denn ganze Literaturgebiete liegen noch un-

beackert da. Man scheute sich bisher vor manchen Aufgaben, die eben ein einzelner unmöglich alleine leisten kann, wohl aber kann er an Hand eines solchen Blattes wie des unsrigen Steinchen um Steinchen herbeitragen zum Bau an der Geschichte der Literatur. Zweifellos haben unsere bekannten wissenschaftlichen Zeitschriften schon unendlich viel geleistet, aber sie sahen doch zumeist auf größere abgeschlossene Arbeiten, bewußt verzichtend auf kleineren Notizenkram. Dabei ging jedoch so mancher wichtige Fund verloren.

Um die einzelnen Hefte des „Grundgescheuten Antiquarius" nicht allzubunt zu gestalten, beabsichtigen wir jedes zweite Heft als Sonderheft unter einer bestimmten Spitzmarke herauszugeben, das dazwischenliegende wird die laufenden Eingänge aufnehmen, die sonst allzulange liegen bleiben müßten, wenn wir ausschließlich Spezialnummern ausgeben würden. So wird unser zweites Heft sich der Bibliophilie, das vierte Heft sich einem andern Thema zuwenden. Einzelne deutsche Dichter sollen ihr eigenes Sonderheft erhalten, ebenso wie gewisse Literaturgebiete. Wir denken da an die deutsche Romantik, das deutsche Märchen, die Münchhausiaden und Robinsonaden, an Burlesken und Grotesken, Erotika, an Teufel und Hexen, aber auch an noch seltsamere Dinge, die wir hier nicht verraten wollen. Auf viele Jahre hinaus sind wir mit Stoff versorgt, weshalb wir vor unnötigen Einsendungen ohne vorherige Anfrage warnen.*)

Zu unserem ersten Hefte hat der Herausgeber alle Beiträge selbst gegeben, um seinen Mitarbeitern zu zeigen, welchen Weg er einzuschlagen gedenkt. Von dem, was der „Grundgescheute Antiquarius" sein will und werden soll, vermag die erste Probe allerdings noch kein deutliches Bild zu geben, dazu mußten des engen Rahmens wegen noch zu viele Abteilungen fortgelassen werden, so die Referate über Bücher und seltene Curiosa, Streiflichter auf den Antiquariatsbuchhandel, Bücher- und Zeitschriftenbesprechungen, soweit sie für uns in Frage kommen, alle kleinen Miszellen und kurzen Mitteilungen u. s. w. Es ist auch zu bedenken, daß der Herausgeber bis vor wenigen Monaten auf die neue Zeitschrift noch nicht eingestellt war, also keinerlei Vorarbeiten und für unseren Zweck bereits früher gemachte Aufzeichnungen vorlagen. Das nicht Vermerkte und Unaufgeschriebene kann also auch hier als verloren gelten, doch möchte noch manches aus verkramten Notizbüchern und aus vollgekritzelten Buchdeckeln und Vorsatzpapieren später auf diesen Blättern eine fröhliche Urständ feiern. Wertvolles und Schönes erwartet der Herausgeber besonders von seinen Mitarbeitern, von denen ein Teil bereits im zweiten Heft auf den Plan tritt. Das Feld ist weit und fruchtbar, möge die Saat blühen und gedeihen und tausendfältige Frucht tragen.

München, den 14. Januar 1920. C. G. v. Maassen.

*) Man beachte die Notiz der Schriftleitung am Schluß des Heftes.

Zeitgemäßes

Alte Worte zu neuen Ereignissen

I.

Moritz August von Thümmel:

. . . . Hört an,
Wie Gott der Herr die Welt begann.
Denkt ihr, daß er mit einem Ruf
Dem Chaos Ordnung anerschuf,
So denkt ihr falsch — so macht ihr euch,
Wohlweise Herrn, dem Pöbel gleich.
Noch immer braust es. Gift und Schaum
Durchströmt die Zeit, verschlämmt den Raum;
Soviel es dessen sich entlud,
Steht es noch immerfort in Sud;
Unförmlich, wie es anfangs war,
Schäumt es nicht aus und wird nicht klar.
Denn, wie auf einem Feuerherd
Ein Topf voll Spülig kocht und gährt,
Daß alles wild und unbestimmt
Bald abwärts fährt, bald oben schwimmt,
So treibt das heut'ge Seculum
Das morgende mit sich herum;
Die Wasserblase, die gebläht
Sich jetzt am Rand des Topfes dreht,
Und Farben strahlt, zerplatzt und sinkt
Von ihrer Höh' herab und — stinkt.
Nachdem sich hier ein Element
Der Fäulnis von dem Ganzen trennt,
Und sich, wie es dem Zufall g'nügt,
An einen andern Unrat fügt,
Entstehn Systeme und entstehn
Beweise, die in Rauch vergehn;
Der alte Irrtum sinkt und schnellt
Bald einen neuen in die Welt,

Daß alles durcheinander irrt,
Der Maulwurf ein Gesalbter wird,
Und oft der Wirbel einer Nacht
Den Narren zum Propheten macht.

Die Verse sind dem Prolog zu dem Puppenspiel „Das allgemeine Trauerspiel der Menschheit oder das verlorne Paradies" entnommen, dessen Schilderung uns der vortreffliche Herr von Thümmel im fünften Teile seiner unsterblichen „Reise / in die / mittäglichen Provinzen von Frankreich / im Jahr 1785 bis 1786" gibt (vgl. die erste Ausgabe: Leipzig, bey G. J. Göschen, 1791—1805 in zehn Teilen, Bd. V [1794] S. 95 ff.).

2.

Johann Heinrich Voß: Deutschland

An Friedrich Leopold Graf zu Stolberg

Was flogst du, Stolz des Deutschen, zur Sternenhöh',
Und blickest lächelnd nieder auf alles Volk,
Vom Aufgang bis zum Niedergange,
Welchem du König und Feldherrn sandtest?

Hörst du der Sklavenkette Gerassel nicht,
Die uns der Franke (Fluch dir, o Mönch, der ihn
Den Großen pries!) um unsern Nacken
Warf, als, mit triefendem Stahl der Herrschsucht,

Er, Gottes Sache lügend, ein frommes Volk
Samt seinen Priestern schlachtet', und Wittekind,
Statt Wodans unsichtbarer Gottheit,
Würmigen Götzen Geruch zu streun zwang?

Nicht deutsches Herzens; Vater der Knechte dort,
Thuiskons Abart, kroch er zum stolzen Stuhl
Des Pfaffen Roms, und schenkt, o Herrmann,
Deine Cherusker dem Bann des Wütrichs!

Nicht deutsches Herzens; Erbe des Julischen
Tyrannenthrones, gab er zur Armengift
Den Freyheitssang altdeutscher Tugend,
Welchem die Adler in Winfeld sanken!

Jetzt starb die Freyheit unter Despotenfuß;
Vernunft und Tugend floh vor dem Geyerblick
Der feisten Mönch'; entmannte Harfen
Fröhnten dem Wahn und dem goldnen Laster!

O weine, Stolberg! Weine! Sie rasselt noch
Des Franken Kette! Wenige mochte nur,
Von Gott zum Heiland ausgerüstet,
Luther dem schimpflichen Joch entreißen!

Ruf nicht dem Britten, daß er in strahlender
Urväter Heimath spähe der Tugend Sitz.
Still trauert ein kleiner Rest des Samens,
Welchen der Nachen der Angeln führte!

Nach Wollust schnaubt der lodernde Jüngling jetzt;
Der Mann nach Gold; in lauer Gebüsche Nacht
Lustwandeln freche Mädchenchöre,
Schmachtend in Galliens weichsten Tönen.

O dichtet ihnen, Sänger Germania's,
Ein neues Buhllied! Singet den Horchenden
Des Rosenbetts geheime Zauber,
Oder die taumelnden Lustgelage!

Ein lautes Händeklatschen erwartet euch! —
Ihr wollt nicht? Weiht der Tugend das ernste Spiel? —
Ha! flieht, und sucht im fernen Norden
Eurem verbannten Gesange Hörer!

Vertilgt auf ewig seyst du, o Schauernacht,
Da ich Jehovas Dienste die Harfe schwur!
Vertilgt, ihr Thränen, so ich einsam
An den unsterblichen Malen weinte!

Der mit des Seraphs Stimme, Meßias, dich
Den Söhnen Teuts sang; siehe, den lohnt der Frost
Des ungeschlachten Volks, den lohnen
Hämische Winke des stummen Neides.

Wir drucken das später stark überarbeitete Gedicht in seiner ersten Fassung ab, wie es uns auch die unberechtigte Ausgabe „Johann Heinrich Voß | vermischte | Gedichte | und | prosaische Auffäze [so!]. |||| Frankfurt und Leipzig | auf Kosten der Verlagscasse. | 1784. [8°. Titel,

3 Bl., 512 S.]" S. 19—23 übermittelt. — In die Sammlung seiner „sämtlichen Gedichte" nahm es Voß selbst erst in den 1802 bei Nicolovius in Königsberg erschienenen dritten Teil (S. 29—34) auf. Es ist dort stark geglättet und ausgefeilt, hat aber dadurch viel von seinem ursprünglichen Feuer verloren. In gleicher Fassung steht das Gedicht auch in Voßens „Sämtlichen Gedichten. Auswahl der letzten Hand". Bd. III. Königsberg, in der Universitäts-Buchhandlung. 1825. S. 8—10.

3.

Friedrich Bouterwek:

Hingedorret vor der Zeit der Früchte
Ist des deutschen Landes Blüthenbaum.
Dieses treuen Biedervolks Geschichte
Endigt wie ein kurzer Morgentraum.
Väter wacht nicht auf aus eurer Asche!
Wenn sich nur von goldgefüllter Tasche
Euer Enkel Ruhm und Heil verspricht,
Schlummert, Väter, fort, und seht es nicht!

Seht es nicht, ihr edelstolzen Sieger,
Wie der Enkel sich zusammen schmiegt!
Wie er unterm Joche fremder Sieger
Nach der Höhe schielt, die ihr erstiegt!
Seht es nicht, die ihr für Ehre wachtet,
Wie der Deutsche nun sich selbst verachtet,
Wie der Deutsche, er, den ihr erhobt,
Nur das Fremde kennt, und liebt und lobt!

Frommer und bescheidner Seelenadel
Sproßte aus der deutschen Erde Schooß.
Biedertreue sonder Fleck und Tadel
Hieß dem deutschen Heldenherzen groß.
Welch ein Grund zum stattlichsten Gebäude!
Schicksal, gab auch das dir keine Freude?
Dieser Schritt auf herrlich schöner Bahn,
Ach! auch dieser ist umsonst gethan.

Sey mir denn in deinen Trümmern heilig,
Land, das mir zur Wieg' erkoren war.
Schwand auch deine Würde noch so eilig,
Bring ich doch dir Lieb' und Opfer dar.

Land, in dem mit Kraft empor zu ragen,
Hier und da noch edle Geister wagen;
Wie die Freunde, die ich in dir fand,
Lieb ich dich, mein gutes, deutsches Land.

Wann die Sommernacht mit lauem Flügel
Nieder dämmert unter Sternenschein,
Wann ich dann auf einem Grabeshügel
Denkend ruhe, dann gedenk' ich dein.
Blickend auf den thaubenetzten Rasen,
Wein' ich um die schönen Seifenblasen,
Die, kaum hingeschwebt, bewundert kaum,
Schon zerspritzen in ein Restchen Schaum.

Vorstehende Verse habe ich dem 23strophigen Gedicht „Die Trümmer der Vorwelt" von Friedrich Bouterwek (1766—1828) entnommen, wo sie den Schluß des Gedichtes bilden. Des besseren Aufbaues wegen habe ich allerdings Strophe 20 und 21 vor Strophe 19 gestellt, wodurch wir ein selbständiges Poem erhalten haben. Das Gedicht entnehme ich der von Karl Reinhard besorgten Sammlung „Gedichte / von / Friedrich Bouterwek / [große Kupfervignette, die Trümmer eines Tempels darstellend, an denen eine Lyra mit zerrissenen Saiten lehnt. Wohl von Riepenhausen gestochen.] / Göttingen, / Bei Heinrich Dieterich. / 1802." [8°. einschl. Titel XII, 150 S.] Mit einem wohl auch von Riepenhausen herrührenden Titelkupfer: Landschaft mit Tempel darstellend. Vgl. S. 18—27. — S. 90 f. findet sich das bekannte Gedicht „Ein deutscher Gruß ist Goldes werth"; hier in der Fassung: „Ein trauter Gruß ist Goldes werth." Von den übrigen Gedichten Bouterweks ist wohl kein weiteres auf die Nachwelt gekommen.

4.

Wolfgang Menzel:

Unsere Friedensschlüsse sind nur die Regenbögen zwischen zwei Gewittern.

Die Volksbegeisterung in unserm letzten Freiheitskriege ward wie die Jungfrau von Orleans unter ihrer eigenen Fahne begraben.

Die Taube Noahs, die uns den Friedenszweig brachte, war nur das kleine weiße Sturmwölkchen am Cap der guten Hoffnung, das am heitern Himmel aufsteigt, neuen Sturm zu verkünden.

Hätten die Deutschen keine Zöpfe getragen, man hätte sie nicht so leicht beim Kopf kriegen können.

Die Sonne des deutschen Volksgeistes ist in tausend Sterne von Menschengeistern zersprungen.

Das deutsche Volk ist Münchhausens Bär, der an der mit Honig bestrichenen Deichsel des letzten Friedenswagens sich fortgeleckt und dann eingepfählt wurde, sodaß jetzt jeder Türke über ihn lachen kann.

Unser Volk ist ein Stockfisch; erst wird er geprügelt und dann gar aufgegessen.

Die neueste Verwandlung Deutschlands ist eine aus dem ia des Esels in's ai des Faulthiers.

Der neue Odysseus, Frankreich, entkam mit dem Verlust einiger Gefährten glücklich den nachgeworfenen Felsenstücken des ungeschlachten deutschen Polyphem; dieser aber hatte auf immer sein einziges Auge, den Kaiser, verloren.

Die deutsche Kaiserkrone ist der Nibelungenhort und liegt so tief im Rhein begraben, daß sie zwar kein Fremdling rauben wird, der Deutsche selbst sie aber nicht mehr findet.

Aus: Streckverse | von | Wolfgang Menzel. |||| Heidelberg, | bei Christian Friedrich Winter. | 1823. [8°, einschließlich Titel X u. 231 S. — Druckvermerk auf der letzten (232.) Seite: „Heidelberg, gedruckt in der Engelmannschen Officin".]

5.

Heinrich Heine über den Kommunismus:

Ach! Was damals so befremdlich klang, wird jetzt jenseits des Rheins auf allen Dächern gepredigt, und der fanatische Eifer mancher dieser Prädikanten ist entsetzlich! Wir haben jetzt fanatische Mönche des Atheismus, Großinquisitoren des Unglaubens, die den Herrn von Voltaire verbrennen lassen würden, weil er doch im Herzen ein verstockter Deist gewesen. So lange solche Doktrinen noch Geheimgut einer Aristokratie von Geistreichen blieben und in einer vornehmen Koterie-Sprache besprochen wurden, welche den Bedienten, die aufwartend hinter uns standen, während wir bei unsern philosophischen Petits-Soupers blasphemierten, unverständlich war — so lange gehörte auch ich zu den leichtsinnigen Esprits-Forts, wovon die meisten jenen liberalen Grand-Seigneurs glichen, die kurz vor der Revolution mit den neuen Umsturz-Ideen die Langeweile ihres müßigen Hoflebens zu verscheuchen suchten. Als ich aber merkte, daß die rohe Plebs, der Jan-Hagel, ebenfalls dieselben Themata zu diskutieren begann in seinen schmutzigen Symposien, wo statt der Wachskerzen und Girandolen nur Talglichter und Thranlampen leuchteten,

als ich sah, daß Schmierlappen von Schuster- und Schneidergesellen in ihrer plumpen Herbergsprache die Existenz Gottes zu leugnen sich unterfingen — als der Atheismus anfing, sehr stark nach Käse, Branntwein und Tabak zu stinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verstand begriffen hatte, das begriff ich jetzt durch den Geruchssinn, durch das Mißbehagen des Ekels, und mit meinem Atheismus hatte es, gottlob! ein Ende.

Um die Wahrheit zu sagen, es mochte nicht bloß der Ekel sein, was mir die Grundsätze der Gottlosen verleidete und meinen Rücktritt veranlaßte. Es war hier auch eine gewisse weltliche Besorgnis im Spiel, die ich nicht überwinden konnte; ich sah nämlich, daß der Atheismus ein mehr oder minder geheimes Bündnis geschlossen mit dem schauderhaft nacktesten, ganz feigenblattlosen, kommunen Kommunismus. Meine Scheu vor dem letztern hat wahrlich nichts gemein mit der Furcht des Glückspilzes, der für seine Kapitalien zittert, oder mit dem Verdruß der wohlhabenden Gewerbsleute, die in ihren Ausbeutungsgeschäften gehemmt zu werden fürchten: nein, mich beklemmt vielmehr die geheime Angst des Künstlers und des Gelehrten, die wir unsre ganze moderne Zivilisation, die mühselige Errungenschaft so vieler Jahrhunderte, die Frucht der edelsten Arbeiten unsrer Vorgänger, durch den Sieg des Kommunismus bedroht sehen. Fortgerissen von der Strömung großmütiger Gesinnung mögen wir immerhin die Interessen der Kunst und Wissenschaft, ja alle unsre Partikularinteressen dem Gesamtinteresse des leidenden und unterdrückten Volkes aufopfern: aber wir können uns nimmermehr verhehlen, wessen wir uns zu gewärtigen haben, sobald die große rohe Masse, welche die einen das Volk, die andern den Pöbel nennen, und deren legitime Souveränität bereits längst proklamiert worden, zur wirklichen Herrschaft käme. Ganz besonders empfindet der Dichter ein unheimliches Grauen vor dem Regierungsantritt dieses täppischen Souveräns. Wir wollen gern für das Volk uns opfern, denn Selbstaufopferung gehört zu unsern raffiniertesten Genüssen — die Emanzipation des Volkes war die große Aufgabe unseres Lebens und wir haben dafür gerungen und namenloses Elend ertragen, in der Heimat wie im Exile — aber die reinliche sensitive Natur des Dichters sträubt sich gegen jede persönlich nahe Berührung mit dem Volke, und noch mehr schrecken wir zusammen bei dem Gedanken an seine Liebkosungen, vor denen uns Gott bewahre! Ein großer Demokrat sagte einst: er würde, hätte ein König ihm die Hand gedrückt, sogleich seine Hand in's Feuer halten, um sie zu reinigen. Ich möchte in derselben Weise sagen: ich würde meine Hand waschen, wenn mich das souveräne Volk mit seinem Händedruck beehrt hätte.

O das Volk, dieser arme König in Lumpen, hat Schmeichler

gefunden, die viel schamloser, als die Höflinge von Byzanz und Versailles, ihm ihren Weihrauchkessel an den Kopf schlugen. Diese Hoflakaien des Volkes rühmen beständig seine Vortrefflichkeiten und Tugenden, und rufen begeistert: wie schön ist das Volk! wie gut ist das Volk! wie intelligent ist das Volk! — Nein, ihr lügt. Das arme Volk ist nicht schön; im Gegenteil, es ist sehr häßlich. Aber diese Häßlichkeit entstand durch den Schmutz und wird mit demselben schwinden, sobald wir öffentliche Bäder erbauen, wo Seine Majestät das Volk sich unentgeltlich baden kann. Ein Stückchen Seife könnte dabei nicht schaden, und wir werden dann ein Volk sehen, das hübsch propre ist, ein Volk, das sich gewaschen hat. Das Volk, dessen Güte so sehr gepriesen wird, ist gar nicht gut; es ist manchmal so böse wie einige andere Potentaten. Aber seine Bosheit kommt vom Hunger; wir müssen sorgen, daß das souveräne Volk immer zu essen habe; sobald allerhöchst dasselbe gehörig gefüttert und gesättigt sein mag, wird es Euch auch huldvoll und gnädig anlächeln, ganz wie die Andern. Seine Majestät das Volk ist ebenfalls nicht sehr intelligent; es ist vielleicht dümmer als die Andern, es ist fast so bestialisch dumm wie seine Günstlinge. Liebe und Vertrauen schenkt es nur denjenigen, die den Jargon seiner Leidenschaft reden oder heulen, während es jeden braven Mann haßt, der die Sprache der Vernunft mit ihm spricht, um es zu erleuchten und zu veredeln. So ist es in Paris, so war es in Jerusalem. Laßt dem Volk die Wahl zwischen dem Gerechtesten der Gerechten und dem scheußlichsten Straßenräuber, seid sicher, es ruft: „Wir wollen den Barnabas! Es lebe der Barnabas!“ — Der Grund dieser Verkehrtheit ist die Unwissenheit; dieses Nationalübel müssen wir zu tilgen suchen durch öffentliche Schulen für das Volk, wo ihm der Unterricht auch mit den dazu gehörigen Butterbröten und sonstigen Nahrungsmitteln unentgeltlich erteilt werde. — Und wenn jeder im Volke in den Stand gesetzt ist, sich alle beliebigen Kenntnisse zu erwerben, werdet Ihr bald auch ein intelligentes Volk sehen. — Vielleicht wird dasselbe am Ende noch so gebildet, so geistreich, so witzig sein, wie wir es sind, nämlich wie ich und du, mein teurer Leser, und wir bekommen bald noch andre gelehrte Friseure, welche Verse machen wie Monsieur Jasmin zu Toulouse, und noch viele andre philosophische Flickschneider, welche ernsthafte Bücher schreiben, wie unser Landsmann, der famose Weitling.

Vorstehende Stelle entnehmen wir den „Geständnissen, geschrieben im Winter 1854“, zuerst gedruckt in „Vermischte Schriften von Heinrich Heine. Erster Band. Hamburg. Hoffmann und Campe. 1854.“ S. 48—54. — Im Hinblick auf die bewegenden Kräfte des Kommunismus unserer Tage ist es interessant, hier einen Dichter jüdischer Abstammung sich in scharf abweisender und ironischer Weise über den Kommunismus äußern zu hören.

Humor des 18. Jahrhunderts

I.

Joh. Carl Wezel:

Der dicke Amyntas

Wir entnehmen nachfolgende Szene dem vierbändigen Roman „Herrmann und Ulrike" von Johann Carl Wezel (Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung, 1780). Ein Neudruck desselben wird in diesen Tagen im Verlage von Georg Müller in München erscheinen. In der umfangreichen Einleitung dazu habe ich versucht, neben einer ausführlichen Biographie des Verfassers die besondere Bedeutung des bisher ganz verschollenen Werkes, das ich mich nicht scheue, nicht nur für den besten deutschen Roman des 18. Jahrhunderts, sondern auch für einen der besten und lebendigsten Romane der Weltliteratur zu halten, hervorzuheben und seine Vorzüge zu beleuchten. Ein vortrefflicher Zeitspiegel zeigt er das ganze bunte Treiben im damaligen Deutschland; wie im regsten Leben bewegen sich alle Figuren, von denen keine einzige verzeichnet ist, in ursprünglicher Lebendigkeit und Frische durch die geschickt aufgebaute Handlung. Eine besondere Merkwürdigkeit, welche den sonst durchaus ernsten Liebesroman aus der Reihe der bedeutenden Werke der damaligen Zeit heraushebt, ist der groteske Humor, der an zahlreichen Stellen hervorbricht. Das Buch ist überreich an Szenen überwältigender Komik, von denen wir eine Probe gegeben haben, wobei wir aus Rücksicht des uns für diesen Zweck zur Verfügung stehenden Raumes auf manche vielleicht für Wezel noch charakteristischere Szene verzichten mußten. Wieland erklärte das Werk für den besten deutschen Roman, der ihm jemals vor Augen gekommen sei, und die zeitgenössischen Kritiker nannten ihn schlechtweg den wahren deutschen Nationalroman und stellten ihn als gleichwertig neben den Tom Jones von Fielding. Trotzdem war er bereits am Ende des 18. Jahrhunderts völlig vergessen.

Zum besseren Verständnis der mitgeteilten Szene sei folgendes gesagt: Heinrich, der fünfzehnjährige Knabe, den die vierzehnjährige Baronesse Ulrike zu treffen wünscht, ist der Sohn des Einnehmers Herrmann und der Held der Geschichte. Er wird mit der jungen Ulrike, einer Nichte des Grafen Ohlau, auf dessen Schlosse erzogen. Schwinger ist sein Lehrer, die Erzieherin des Mädchens aber eine arme Verwandte des Grafen, Hedwig von Starkow, die sich in den Stallmeister des Grafen verliebt hat, dem sie, geplagt von ihren Trieben, beständig nachläuft. Sie zeichnet sich mehr durch eine absonderliche Gelehrsamkeit als durch körperliche Vorzüge aus, wofür sich im folgenden die nötigen Belege finden.

An einem Sommerabende gerät Schwinger auf den Einfall, einen Spaziergang nach Tische in den Garten zu tun; und weil er noch einen Brief zuzusiegeln hatte, so gab er Heinrichen, der ungeduldig nach dem Abmarsche verlangte, die Erlaubnis voranzugehn. Er tat es: kaum hatte ihn die Baronesse aus dem Fenster gehen sehn — husch! war sie hinterdrein. Heinrich ging, den Kopf voll von römischen Kaisern, die mittelste Allee hinauf: eh er sich's versah, hatte er einen Kniff von hinten zu in den Backen, und ein freundliches „Guten Abend" benahm ihm sogleich die Furcht, die der Kniff zu erregen anfing. Kaum waren sie einige Schritte miteinander gegangen, so hörten sie hinter einer Hecke auf der linken Seite den Sand

knistern: die Baronesse, der man so vielfältig und ernstlich alle Vertraulichkeit mit ihrem geliebten Heinrich untersagt hatte, besorgte verraten zu werden, gab ihrem Begleiter noch einen leichtfertigen Kniff und wanderte durch eine Öffnung der Hecke in einen Seitengang. Als sie um die Ecke herumkömmt, steht ihre Gouvernante in Lebensgröße da: sie hat, trotz der Überraschung, Besonnenheit genug, daß sie die Salope vor das Gesicht nimmt, als wenn sie sich vor der Abendluft verwahren wollte; und nun linksum nach einer andern Seite, als wenn sie niemanden gesehen hätte. Die Baronesse war für ihr Alter ziemlich groß und hatte nichts als einen gelben Unterrock an; die halbblinde schielende Hedwig sieht in der Dämmerung diesen gelben Jüpon für die lichtgelben Beinkleider ihres Adonis und die schwarze Salope für sein grünes Reitkollett an: um die Illusion zu erleichtern, hatte der schadenfrohe Zufall der Baronesse eingegeben, den Capuchon über den Kopf zu ziehen. Fräulein Hedwig vermutete anfangs, daß er sie nicht wahrgenommen habe, und schickte ihm deswegen einen scharmanten Adonis nach dem andern nach: da keine Antwort erfolgte, so hielt sie sein Stillschweigen für eine verliebte Neckerei, und um ihrerseits gleichfalls nichts an dem Spaße fehlen zu lassen, ging sie den vermeinten gelben Beinkleidern, wie einem helleuchtenden Sterne, nach. Die Baronesse stand in dem Wahne, daß ihr ihre Gouvernante nachsetze, um sie auf der Tat zu ertappen und dann recht exemplarisch auszuschelten, und verdoppelte deswegen ihren Schritt. Wie das alte Meerkalb hinterdrein trabte! und keuchte, halb vor Erschöpfung, halb aus verliebter Inbrunst! Und einmal über das andre röchelte sie: „Du schalkhafter Adonis! — Du mutwilliger Narzissus! — Ich will dich wohl haschen, du loser Koridon! — Da hab' ich dich, du dicker Amyntas!" rief sie an dem Gattertore und griff zu — Pah! da stand sie! erstarrt vor Schrecken, als sie statt der gelbledernen chaussure, wie sie zu sagen pflegte, einen seidnen Unterrock in ihren Händen fühlte, als sie aus ihrer verliebten Täuschung erwachte und vor sich die Baronesse und die Sekunde darauf Herrn Schwinger erblickte, der eben zu dem Gattertore hereintrat. Das Bewußtsein ihrer verbotnen Absicht und die Besorgnis, sich verraten zu haben, raubten ihr so ganz alle Überlegung, daß sie nicht einmal eine Lüge fand, ihren Fehltritt zu bemänteln, sondern die Augen niederschlug und zitternd an allen Gliedern hinwegging. Die Baronesse begleitete sie.

Für Schwingern war der ganze Auftritt ein unauflösliches Rätsel, und die Baronesse machte auch nichts als schwankende Mutmaßungen. Die Hauptsache erriet sie: ihre ähnliche Situation in Ansehung des kleinen Heinrichs führte ihr augenblicklich bei den Ausrufungen ihrer Gouvernante die Vermutung herbei, daß sie mit ihr auf einem Wege gehen müßte. Als sie hinter

ihr die Treppe hinaufstieg — keines von beiden sprach eine Silbe — fiel ihr ein, daß Fräulein Hedwig sehr oft den Stallmeister des Grafen, wenn er vor ihnen vorbeigegangen war, einen dicken Amyntas genannt hatte: — nun war sie auf der Fährte!

Nach ihrer Ankunft in dem Zimmer fing die Baronesse an, aber ohne boshafte Absicht, ohne spotten zu wollen: „Sie dachten wohl, ich wäre der dicke Stallmeister?"

Die Frage versetzte sie in Todesschrecken: sie schwieg, die Kniee sanken ihr, sie setzte sich auf das Sofa, die breiten Lippen zitterten, als wenn sie ein Krampf auf und nieder risse. Die Baronesse besah indessen einen Finger ihrer rechten Hand am Lichte und saugte das Blut aus einer Wunde, die ihr unterwegs eine Stecknadel gemacht hatte. „Hab' ich nicht recht?" fragte sie noch einmal, während ihrer Operation.

„Ach, Ulrikchen!" stöhnte von hinten zu aus der dämmernden Ecke, wo das Sofa stand, eine schwache erlöschende Stimme zu ihr her. Sie drehte sich um, blickte hin, ergriff das Licht und beleuchtete ihre totblasse, mit der Ohnmacht ringende Gouvernante, zog ihr Riechfläschchen aus der Tasche und schwenkte ihr einen großen Strom ins Gesicht, daß das Kinn, wie ein Drachenkopf an einer Dachrinne, triefte: voll Lebhaftigkeit holte sie das Waschbecken, und ehe noch das Fräulein die Hülfe verbitten konnte — pump! lag ihr der ganze Seifenstrom im Gesichte: sie riß ein Bündel Federn aus dem Tintenfasse, zündete sie an und hielt ihr den brennenden Wisch unter die Nase, daß sie vor dem Höllendampfe hätte ersticken mögen. Hustend schlug sie den stinkenden Federbusch von sich weg und versicherte, daß sie nicht ohnmächtig sei. Die Baronesse tat alles mit so geschäftiger Liebe, so gutherziger Besorgnis! und stand, nachdem ihre Hülfe verbeten war, mit so unruhigem Erwarten da, in einer Hand das Licht, in der andern die verbrannten Federn, mit starrem Blicke auf Fräulein Hedwigs Gesichte geheftet!

„Ach, Ulrikchen!" sprach das Fräulein mit bebender Stimme: „verraten Sie mich nicht! Ich bitte Sie um Gottes-willen, verraten Sie mich nicht!"

Die Baronesse begriff nichts von dem Galimathias. — „Warum denn?" fragte sie verwundernd.

Fräulein Hedwig. Ach, Sie wissen alles; ich bin in Ihrer Gewalt.

Die Baronesse. Was soll ich denn wissen?

Fräulein Hedwig. Ach, verstellen Sie sich nicht! Sie wissen alles: Sie wissen, daß ich dem Stallmeister zu Gefallen gegangen bin —

Die Baronesse. Ich weiß nicht ein Wort davon.

Fräulein Hedwig. Verstellen Sie sich nur nicht! Sie wissen, daß wir einander lieb haben: — lieber Gott! man ist ja auch von Fleisch und Blut

geschaffen wie andre Menschen — wenn's denn nun gleich kein Edelmann ist. Aber wenn das der Herr Graf erführe! Ich müßte mit meinem dicken Narzissus den Augenblick aus dem Hause. — Gerechter Gott! über das Unglück! die Ungnade! Ich müßte verhungern und verderben. — Ich will Ihnen herzlich gern in allem zu Gefallen sein, Ulrikchen: nur verraten Sie mich nicht!

Die Baronesse versprach's und gab ihr ungefordert ihre Hand darauf. Indessen war sie doch durch die übermäßige Angst der Gouvernante wegen einer Sache, die sie nach ihrem Begriffe für eine so unendliche Kleinigkeit hielt, nicht wenig neugierig geworden und erkundigte sich also, was sie mit dem dicken Narzissus hätte machen wollen.

Fräulein Hedwig. Sie sind auch zu neugierig: das läßt sich ja so nicht sagen. In Ihrem Alter darf man darnach gar nicht fragen.

Die Baronesse. Warum denn nicht? — Ist es denn in meinem Alter etwas Böses, jemanden lieb haben?

Fräulein Hedwig. Ja, wenn's bei dem Liebhaben bliebe! Aber wir sind böse von Jugend auf.

Die Baronesse. Was sollte denn weiter geschehn? — Wenn man nun auch jemanden, den man lieb hat, in die Backen kneipt, oder in die Waden zwickt, oder kitzelt, oder einen Kuß — ein gage d'Amour, wie Sie's nennen —

Fräulein Hedwig. Ach, das hat alles nichts zu bedeuten: aber, aber! Der Teufel schleicht umher, wie ein brüllender Löwe. — Wenn's nur der Graf nicht erfährt!

Die Baronesse. Wenn das alles nichts zu bedeuten hat, warum fahren Sie mich denn immer so an, wenn ich Heinrichen zwicke oder küsse? — Auch sogar die Tante untersagte mir's neulich so scharf; und es hat doch nichts zu bedeuten, wie Sie selbst sagen.

Fräulein Hedwig. Ja freilich hat das nichts zu bedeuten: aber liebes Kind! es geht weiter.

Die Baronesse. Ich wüßte nicht — es fällt mir gar nicht ein, weiter zu gehen: was sollte man denn sonst tun?

Fräulein Hedwig. Das schickt sich noch nicht für Sie zu wissen. Die Mannspersonen sind gar zu verführerisch. Wissen Sie nicht, daß sich Jupiter optimus maximum in einen Schwan verwandelt hat — in cygnus mutatus est steht in einem lateinischen Buche — und bloß um die arme unschuldige Helena zu verführen, die hernach zwei Knäblein und zwei Mägdlein auf einmal zur Welt gebracht hat. — Ja, sehn Sie, das ist eben der Spektakel! Wenn das nicht wäre! — Versprechen Sie mir ja, daß Sie niemanden etwas sagen wollen! Wenn Sie auch der Graf oder die Gräfin fragt, tun Sie nur, als wenn Sie gar nichts wüßten!

Die Baronesse. Herzlich gern! Aber Sie müssen es auch der Tante nicht wieder sagen, wenn Sie mich einmal mit Heinrichen schäkern sehen, und mich nicht immer von ihm jagen, wenn ich ihn etwa an der Hand führe! Es hat ja nichts zu bedeuten, wie Sie selbst sagen. Wenn Sie mir das versprechen —

Fräulein Hedwig. Ich versprech' es Ihnen ja, wenn Sie nur Ihr Versprechen halten!

Die Baronesse. Und müssen mir auch nicht immer so nachgehn und mir auflauren, ob ich etwa mit ihm allein bin — es hat ja nichts zu bedeuten. Dafür will ich Ihnen auch ein andermal, wenn wir einander, wie heute, antreffen, gleich sagen: ich bin nicht der dicke Amyntas. — Sie können mit ihm machen, was Sie wollen: ich will gar nicht hinsehn. Wollen Sie das?

Fräulein Hedwig. Ich will ja: nur verraten Sie mich nicht! —

„Nur verraten Sie mich nicht!" war noch ihre letzte Bitte, als sie ins Bette stieg. Als sie ihr Gespräch nunmehr bei ruhigem Blute überdachte, so merkte sie wohl, daß sie eine Narrheit begangen und in der ersten Angst zu übereilt angenommen hatte, die Baronesse wisse um alles: auch fühlte sie ein wenig, daß sie sich zu einer beständigen Verletzung ihrer Gouvernantenpflicht anheischig gemacht habe: doch über dergleichen Gewissensvorwürfe wischte sie bald weg und bereitete sich nun zu einer Unterredung mit Schwingern zu, um zu erfahren, ob er auch etwas von ihrer Liebesangelegenheit wisse; denn sie hatte ihn im Verdacht, als ob er wider seine Gewohnheit so spät um ihretwillen in den Garten gegangen sei. Die Baronesse schlief eine gute Stunde weniger als sonst, weil sie verschiedene Spekulationen beschäftigten. — „Wenn's bei dem Liebhaben bliebe!" — „Es geht weiter." — „In ihrem Alter darf man das nicht wissen" — ewig kamen diese und ähnliche Reden ihrer Gouvernante in ihr Gedächtnis zurück: sie wollte sich davon losmachen, sie schloß die Augen, um einzuschlafen, sie wandte sich bald rechts, bald links: nichts half! in ihrem Kopfe schwammen immer die nämlichen Gedanken herum.

2.

Derber Witz aus Urgroßvaters Zeit

(Schnurren und Anekdoten)

I.

Der Menschenfresser

Der Haushofmeister eines gewissen Herzogs bekam während der Zeit, daß seine Herrschaft in der Stadt war, auf dem Landgute von seinem Vetter einen Besuch. Als er denselben bewirtet hatte, und es nach Hause zu gehen schon

zu spät war, behielt er ihn bis den andern Morgen bei sich. Es wurde ihm ein schönes Zimmer und Bette angewiesen; allein da er um Mitternacht von einer heftigen Kolik überfallen wurde, stand er auf und erinnerte sich, daß er auf dem Kamin eine Bouteille gesehen, welche er für ein herzstärkendes Wasser gehalten hatte, das seines Vetters Frau sich zu ihrem Gebrauch hielt. Er ging also im Finstern nach dem Kamin, und als er die Flasche aufmachte, stärkte ihn der geistreiche Geruch in seinen Gedanken, und in Hoffnung der Linderung setzte er die Flasche an den Mund und leerte sie aus. Es kam ihm aber etwas in die Kehle, welches er, da er es für eine Aprikose oder eine andre eingemachte Frucht hielt, mit hinunter schluckte. Des morgens bei dem Frühstücke erzählte er, was ihm begegnet wäre, und wie er seine Zuflucht zu der Bouteille auf dem Kamin genommen hätte. Seine Tante schlug in einer Art von Erstaunen in die Hände und schrie: „Ich will mich hängen lassen, wenn er nicht den jungen Herrn mit hinunter geschluckt hat!“ — „Was für einen jungen Herrn?“ fragte der Fremde. — „Das unzeitige Kind,“ antwortete sie, „von der Herzogin letztern Mißfall, welches man in Weingeist aufbewahrt hat“.

(Aus: Vademecum für lustige Leute. Sechster Teil. Berlin, 1778. S. 189 f.)

2.

Das Fräulein und ihr Knecht

Ein gnädiges Fräulein, das über Feld ritt und ihren Knecht Hans hinter sich hatte, fühlte mitten im Reiten Schmerzen und glaubte sich wundgeritten zu haben. „Hans!“ sagte sie, indem sie den leidenden Teil zeigte, „sieh doch zu, ob ich mir nicht einen Wolf geritten?“ Hans machte sich auf seinem Pferde so klein, als er konnte, und nachdem er lange genau zugeguckt, fing er an: „Etwas ist da, gnädiges Fräulein, aber ich weiß selbst nicht recht was? Ein Wolf scheints mir nun eben nicht; eher ein Fuchs“.

(Aus: Vademecum für lustige Leute. Siebenter Teil. Berlin, 1777, S. 44 f.)

3.

Katholische Predigt in Wien

Warumb, meine Chrischten, ischt gewuchsen dem Hund sein Schwoanz? Dem Hund sein Schwoanz ischt gewuchsen, damit er wedele, damit er wackele, damit ihm nit fahren die Mucken in sain Loach. Wir Gaischtlichkeiten, wir sind die rachten Schwänze; wir müschen wedelen, wir müschen wackelen, damit nit fahren in das Loach der Hellen die Seelen der glaubigen Chrischten.

(Ebenda, S. 37 f.)

4.

Übele Anwendung

Ein Schulrektor in einer kleinen Stadt wollte seiner Braut ein recht geistliches Geschenk machen. Es war ein Brauthemd; und er ließ mit rosinfarbener und geeler Seide folgende biblische Sprüche dareinsticken. Um den Busen: „Groß sind die Werke des Herrn, und wer sie begreift, hat eitel Lust daran". Hinten: „Ich lieg im Streit und widerstreb". Vorne: „Eyer von Vöglein eingelegt, werden Junge draus geheckt". Und unten um den Rand: „Du hörest wohl des Windes Sausen; du weißt aber nicht, von wannen er kömmt, noch wohin er fähret".

(Aus: Vademecum für lustige Leute. Achter Teil. Berlin, 1781. S. 8.)

5.

Unrichtig gebrauchte Redensart

Ein junger Edelmann von sehr zarter und magerer Leibesbeschaffenheit lebte bey seiner Tante und gab deren Kammermädchen Proben seiner Stärke, die man nicht bey ihm vermuthet hatte. Die alte Dame filzte ihn dafür aus; und er schob endlich die Schuld auf den Reiz des Mädchens und auf Fleisch und Blut. „Ja," sagte sie, „das mag eine Entschuldigung für Fleisch und Blut seyn, aber gewiß doch nicht für Haut und Knochen".

(Ebenda, S. 35 f.)

6.

Der unheilbare Schaden

Im Hannöverischen sind kleine eiserne Öfen gewöhnlich, worauf ein Pferd als braunschweigisches Wappen (weil sie auf dem Harz verfertigt werden) und die Jahrzahl erhoben gearbeitet steht. Ein Frauenzimmer stand mit dem Rücken gegen einen solchen Ofen, und um die Wärme noch besser zu genießen, kam sie auf den sonderbaren Einfall, ihre Röcke in die Höhe zu schlagen und alles, was sie auf die Art konnte, dem Ofen nackt zu zeigen. Allein das Unglück wollte, daß sie wankte und an den glühenden Ofen fiel, da denn sogleich alles darauf Abgebildete sich in ihren Hintern brannte. Ein Wundarzt ward schleunig gerufen; der setzte die Brille auf und untersuchte alles sehr genau, las mit Erstaunen die Jahrzahl 1745, schüttelte bedächtlich den Kopf und sagte: „Das ist ein alter Schaden, der ist nun nicht mehr zu heilen".

(Ebenda, S. 84. — Dieselbe Anekdote in gleicher Fassung auch in der Sammlung: Knackmandeln. Unterhaltungsbüchlein für heitere Gesellschaften und Freunde einer frohen Tafelrunde. 2. Auflage. Quedlinburg und Leipzig, 1819. S. 160. — Das ganze Büchlein besteht zum größten Teil aus Entlehnungen aus dem Vademecum f. l. L.)

Beiträge zur Hoffmann-Forschung

I.

Ein unbekanntes Billet E. T. A. Hoffmanns an Clemens Brentano

Für einen brieflichen Verkehr zwischen E. T. A. Hoffmann und Clemens Brentano gab es bis heute nur einen einzigen Beleg, und zwar ein unvollendetes, niemals abgesandtes Schreiben Brentanos an Hoffmann, im Januar 1816 geschrieben,*) das aber möglicherweise von Anfang an gar nicht dazu bestimmt war, in Hoffmanns Hände zu gelangen, denn Brentano schreibt darin: „Aber ärgern kann Sie mein Schreiben nicht, denn vielleicht erhalten Sie es nicht; ich habe eine Menge solche begonnene Empfindungsprozessionen, die auf halbem Wege erstarrt, unter meinen Papieren liegen." Er spricht sich, in der Hauptsache, äußerst lobend über den vierten Band der „Fantasiestücke" aus, womit sich eine ähnliche Äußerung von ihm an Arnim vom 3. Februar 1816 deckt, und verspricht, Hoffmann in seiner Wohnung zu besuchen um ihm „ins Gesicht zu sagen, daß ich Sie lieb habe, um alles was, um vieles wie". So mag Brentano dann kurz nach Niederschrift dieser Worte Hoffmann persönlich aufgesucht haben, denn in den Aufzeichnungen des schwedischen Dichters P. D. A. Atterbom über berühmte deutsche Männer und Frauen (Berlin 1867) findet sich auf S. 71 f. folgendes: „Du begreifst also, daß es nicht leicht ist, diesem wunderbarsten aller Criminalräthe auf den Leib zu rücken, wenn man die Sache nicht so wie Brentano angreifen will. Der ging nämlich eines Tages, wie man sagt, zu Hoffmann, um seine Bekanntschaft zu machen, und erhielt natürlich vom Bedienten den Bescheid, daß sein Herr sehr krank wäre und nicht Lust hätte, mit irgend Jemand zu sprechen. ‚Das ist mir eben recht!' erwiderte Brentano. ‚Nun ist es an der höchsten Zeit; deshalb geh' Er gleich zu seinem Herrn hinein, mein Lieber, und melde Er ihm, daß der Doctor D'Apertutto draußen stehe, der allenfalls auch durch Fenster und Thüren passiren kann!' Dr. D'Apertutto stellt bekanntlich in der ‚Sylvesternacht' Hoffmanns poetischen Prinzipal, den Teufel, vor.**) Ziemlich bestürzt über

*) Abgedruckt in Brentanos Werken Bd. VIII S. 235 ff. (1855), und zuerst für Hoffmann verwertet von Georg Ellinger in „E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke" (Hamburg 1894) S. 182. — H. v. Müller (Hoffmanns Briefwechsel. 2. Heft S. 252) gibt nach dem auch von uns zitierten Brief Brentanos an Arnim (zuerst bei Steig, Achim von Arnim und die ihm nahestanden. Bd. I S. 344) dem früher fälschlicherweise ins Jahr 1817 gesetzten Schreiben das richtige Datum. — Ich plante die Publikation des hier veröffentlichten Billets bereits im Jahre 1917 und bat Herrn Professor Georg Ellinger um einige einschlägige Notizen, da mir im Felde alle Hilfsmittel fehlten. Ich danke ihm auch an dieser Stelle nochmals für seine liebenswürdige Bereitwilligkeit und Hilfe.

**) Der Name lautet bei Hoffmann: Dapertutto. Vgl. „Die Abenteuer der Sylvester-Nacht" in den „Fantasiestücken in Callots Manier." Es war das erste Stück im vierten Bande der ersten Ausgabe 1815).

diese unheimliche Auslassung, eilte der Bediente hinein, kommt zitternd zurück und öffnet die Thür, worauf der ‚verrückte Kapellmeister par excellence' seinen Gast in goldigster Laune empfing."

Recht intim scheint sich aber das Verhältnis beider Dichter nicht gestaltet zu haben, dazu boten sich bei ihrer originellen Charakterveranlagung doch zu viele Reibungsflächen, und besonders Brentano zeichnete sich durch allerhand Tollheiten und Extravaganzen aus, die selbst dem doch sonst derartige Schnörkel und Skurilitäten liebenden Hoffmann zu unbequem geworden sein mögen. Möglicherweise machte auch vor ihm der alle Mystifikationen liebende Brentano nicht Halt. Dies geht ziemlich sicher aus einem Schreiben Hoffmanns an den Baron Friedrich de la Motte-Fouqué vom 2. März 1816 hervor, worin es heißt: „Ganz einleuchtend ist es mir, daß Sie, Herr Baron, nicht eine Gesellschaft besuchen werden, deren Wortführer Brentano ist. Dieser wahnsinnige Clemens schleppt mich heute Abend nicht allein zu einem Souper im englischen Hause, sondern hat mich auch zum Organ gemacht, wodurch er Sie im Namen obbesagter Gesellschaft, der Gebrüder von Gerlach, von Arnim etc. einladen will, dem heutigen Souper beizuwohnen; im Fall der Zusage sollen Sie Abends wie ein Triumphator abgeholt werden. Bloß um mein Gewissen rein zu erhalten und nicht lügen zu dürfen, richte ich den Auftrag mit dem Bemerken aus, daß ich gestern schon gleich aus freier Faust erwiderte, mir wär's, als hätte ich was munkeln gehört, daß Sie heute schon bei einem Principe, Principessa, Eccellenza oder wenigstens einem Conte eingeladen wären."*) Offenbar hatte Brentanos übermütige Laune einen besondern Streich mit dem von ihm nicht sonderlich geschätzten Dichter der „Undine" vor, sodaß der ahnende Hoffmann beizeiten und vorsorglich abwinkt. Hier läßt sich nun passend ein Billet unseres Dichters einfügen, das er in einer ähnlichen Verlegenheit kurz vorher an Brentano gerichtet hat:

„Ein dringendes nicht aufzuschiebendes Geschäfft hält mich heute den ganzen Tag und Abend fest, weshalb ich Ihnen, der gütigen Einladung gemäß, nicht in die Gesellschafft, von der Sie mit mir sprachen, folgen kann, vielmehr dieses Vergnügen mir auf künftiger sparen muß.

Hochachtungsvoll

Der Ihrige
Hoffmann
d. 24. Febr. 1816"

*) Zuerst gedruckt bei Kletke, Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué (Berlin 1848) S. 139. Wiederholt: Briefwechsel II, 258. Müller macht über Brentanos Verhältnis zu Fouqué nähere Angaben und vermutet ebenfalls eine Mystifikation.

Die Adresse lautet: „Herrn Clemens Brentano," alles übrige ist abgerissen. Der Umschlag trägt die handschriftliche Notiz des Autographenbesitzers: „Erhalten von Clemens Brentano."

Dies ist das erste Schreiben Hoffmanns an Brentano, das bekannt wird, und eigentlich auch der erste Beleg für den brieflichen Verkehr beider Dichter, da Brentanos Schreiben vom Januar 1816 nicht abgesandt wurde. Ich fand das Billet im April des Jahres 1917 auf der Bibliothek des kurländischen Provinzial-Museums zu Mitau, wo es sich in der Autographensammlung der bekannten Biographen Johann Friedrich v. Recke und Karl Eduard Napiersky befindet*).

Offenbar handelt es sich bei Hoffmanns Absage um dieselbe Gesellschaft, in die auch Fouqué hineingezogen werden sollte, die aber jener auf Brentanos Drängen, wohl ziemlich gegen seinen eignen Wunsch, kennen lernte. Hoffmann besaß jedoch in seiner witzig-boshaften Schlagfertigkeit und seiner allezeit regen Ironie Waffen, deren sich Fouqué eben nicht rühmen konnte.

Es wäre noch zu erwähnen, daß Hoffmann durch Brentano aufgefordert wurde, sich an einem von ihm und Arnim geplanten „Briefwechsel über das gegenwärtige Theater" zu beteiligen und „dann und wann als Kapellmeister hinein zu korrespondieren", woraus aber nichts geworden ist. Ferner, daß Hoffmann gelegentlich Brentano Mitteilungen über Taschenbuchhonorare machte, über welche beiden Tatsachen wir durch den Arnim-Brentanoschen Briefwechsel unterrichtet sind. Alles dies fällt aber in den Anfang des Jahres 1816. Brentano blieb jedoch bis zum Herbst des Jahres 1818 in Berlin, aus dieser Periode haben wir keinerlei Belege mehr über den Verkehr beider Dichter, der möglicherweise mit einer Dissonanz abschloß.

II.

Eine seltsame Hoffmann-Anekdote

In den „Biographischen Skizzen und Charakternovellen" von Schmidt-Weißenfels (Berlin, 1862. Druck und Verlag von Otto Janke, 2 Bände) findet sich auf den Seiten 171 bis 183 des ersten Bandes ein Aufsatz „Die Serapionsbrüder", der von der Hoffmannforschung bisher

*) Wer weiß, welches Schicksal dies Museum in den Wirren der jetzigen Zeit haben wird. Die Recke-Napierskysche Autographensammlung ist wahrscheinlich von der Forschung noch wenig beachtet worden. Sie enthielt Briefe, Gedichte und andere Manuskripte von namhaften Männern der deutschen Literatur. Einige Namen habe ich notiert, es sind die von Adelung, Arnim, Bahrdt, Bertuch, Brentano, Blum, Blumenhagen, Blankenhagen, Bode, Buttmann, Chezy, Claudius, Eberhard, Gleim, Heine (ein drei Seiten langes Gedicht: „Das war der alte Mährchenwald"), Heyne, Himmel, Hippel, Hufeland, Humboldt, Iffland, Kästner, Kind, Klinger, Körner, Kotzebue, Lavater, Meißner, Mendelsohn, Merkel, Müchler, Müllner, Jean Paul, Pfeffel, Rochlitz, Schleiermacher, Schütze, Schulz, Weiße, Wolf, Wolfart (an Marcus über Magnetismus), Tiedge u. v. a. Wertvollere Briefe, wie von Kant, Beethoven, Napoleon u. a. waren ausgerissen, also wahrscheinlich gestohlen.

nirgends registriert ist. Man darf ihr jedoch daraus keinen Vorwurf machen, denn das Ganze ist nur ein flott geschriebener Zeitungsartikel, der mir so ziemlich aller historischen Grundlagen zu entbehren scheint. Überfliegt man die stattliche Reihe der Bücher des Verfassers, Eduard Schmidt-Weißenfels (psd. Ernst Hellmuth), der 1833 zu Berlin geboren, ein ruheloses Journalistendasein in Berlin, Paris, London, Heidelberg, Rostock, Leipzig, Prag, Gotha und Stuttgart führte und im Jahre 1893 in Bozen starb, so wird man bei der Vielseitigkeit seines literarischen Schaffens kaum auf eine sonderliche Vertiefung in die für den mehr oder weniger verdorbenen Geschmack des besseren Durchschnittslesers zurechtgestutzte Materie rechnen dürfen. Da, wo sich seine Darstellungen auf eigene Beobachtung stützen, wie es bei den Pariser Skizzen, bei politischen und literarischen Erinnerungen der Fall ist, mögen sie allerdings von bleibendem historischen Wert sein. Über seine Eigenschaften als Romanschriftsteller vermag ich aus Mangel an der nötigsten Kenntnis nichts beizubringen.

In seinem Aufsatz „Die Serapionsbrüder" schwelgt Schmidt-Weißenfels in Superlativen. Nach ihm „umhüllt die Tradition von den Serapionsbrüdern ein mystischer Reiz des Nächtigen, Faustischen, Geisterhaften". „Man denkt," schreibt er, „an diese Gestalten wie an mythische Figuren, die Phantasie umspielt sie wie Champagner zechende Dämonen, die in der Geisterstunde ihre Gedankenblitze tauschen und am nüchternen Morgen betroffen vor ihren Werken der Nacht stehen." Der Verfasser verlegt die Sitzungen der Serapionsbrüder in die Weinstube von Lutter und Wegner in der Charlottenstraße, während bekanntlich die Serapionsabende, an denen neben Hoffmann nur Hitzig, Contessa, Koreff, hie und da auch einige Gäste, wie Chamisso und Fouqué, teilnahmen, in einer entlegenen Wirtschaft oder einem Kaffeehause, meistens allerdings in Hoffmanns Wohnung stattfanden und einen alkoholfreien Charakter trugen. Schmidt-Weißenfels nennt aber auch fälschlicherweise Devrient unter ihnen und verwechselt damit den Kreis der Serapionsbrüder mit jener berühmten Tafelrunde in der Weinstube von Lutter und Wegner, an der außer Hoffmann kein Serapionsbruder teilhatte. Schmidt brennt ein ganzes Feuerwerk mit bengalischer Beleuchtung über dem Dichter und dem Mimen ab, aber es sind nur blitzende Funken und grelle Lichter, in das tiefere Wesen der beiden leuchtet er nicht hinein, wofür folgender Satz den Beweis liefert: „Ihr Materialismus bei Lutter und Wegner war die Bedingung ihres Spiritualismus an dem Schreibtisch und auf der Bühne; Hoffmann, der sich all' seine dämonischen Gestalten verschrieb und um den Genuß des Leibes die ewigen Rechte des Geistes verwettete, mußte seine Phantasie durch Champagner und Musik zu all' jenem Irrlichtsglanze steigern, der seine Dichtungen färbt" usw. Das ist natürlich barer Unsinn. Ebenso wenn er von Hoffmann

erzählt, wie er sich abends den juristischen Aktenstaub in Champagner abspült und „gereizt und magnetisiert" nach Hause geht, sich an den Schreibtisch setzt, „in Nacht und Nebel aufgelöst, in mephistophelischer Verklärung": „Strahlen, allerlei Bilder brachen aus dem Weindunst hervor, Gestalten, Figuren und Erscheinungen, welche in schrecklicher Schar den Umkreis des Zimmers bevölkerten. Aber er war ihr Herr und Meister, und er bannte sie und sie gehorchten ihm, setzten sich auf den Rand seines Tintenfasses, hüpften vor ihm auf dem Papier, grinsend, zähnefletschend, toll und toller über die diabolisch langen Buchstaben, noch naß in Tinte, hinfort, bis die Feder aufhörte zu schreiben und der Zauber zu Ende war." — Von Devrient erzählt Schmidt, daß er nach Hoffmanns Tode häufig mit der Champagnerflasche unter dem Arm nach dem Friedhof hinauswandelte, „um mit dem Toten zu trinken", und daß ihn so eines Tages der Totengräber fand „noch das Glas in der schlaffen Hand haltend, die Champagnerflasche neben sich auf dem Grabhügel Hoffmanns, entschlafen und im Rausch befangen". Am Schluß seines Aufsatzes wird dann noch eine merkwürdige Anekdote erzählt, in der Hoffmann zwar Nebenfigur ist, die sich aber ganz wie ein Hoffmannscher Einfall liest und merkwürdig genug ist, mitgeteilt zu werden, da Schmidt-Weißenfels sie unmöglich ganz erfunden haben kann. Es muß ihm diese Anekdote durch mündliche Überlieferung zugekommen sein. Er mag sie dann ein wenig theatralisch aufgeputzt und mit einem dramatischen Abschluß versehen haben. Er erzählt:

„Es gab außer den bekannten Serapionsbrüdern, wozu außer Hoffmann und Devrient noch Hitzig und Chamisso gehörten, noch einen, den niemand kennt und niemand nannte. Es war dies ein Aktuarius beim Kammergericht, ein origineller Mensch, der ein unendlich jämmerliches Ende fand. Der Mann hatte eine Leidenschaft für gastronomische Genüsse und opferte denselben alles, was er konnte. Er ging armselig und elend einher, aber am Ersten jeden Monats, wenn er seinen kleinen Gehalt bezogen, mußte er zu Habel Unter den Linden schleichen, wo er in den teueren Genüssen des Champagners und der Delikatessen schwelgte. Drei, höchstens vier solcher Mahlzeiten, und er war mit seinem Gehalt zu Ende, war die Miete schuldig geblieben und hungerte im wahren Sinne des Wortes, durch den Zufall elendiglich bis zum Ende des Monats ernährt, häufig ohne Obdach. Trotzdem fiel er, sobald er seinen Monatsgehalt bezogen, wieder in dieselbe Leidenschaft, aß lukullisch bei Habel, bis der letzte Taler dabei draufgegangen war. Dieser Aktuarius, dessen Passion Hoffmann kannte, war der Diener der Serapionsbrüder, wenn dieselben Montags ihre gastronomischen Schmausereien in einem Lokale der Blumenstraße hielten. Man hatte ihn speziell deshalb engagiert, um dem armen Teufel Gelegenheit zu bieten, sich alle Woche einmal auf allgemeine Unkosten in seiner

Leidenschaft zu ergehen und in Delikatessen satt zu essen. Für ihn waren die Überreste der reichen Tafel und in den Champagnerflaschen. Man kann sich denken, wie glücklich der Aktuar darüber war, und welch ein Freudentag jeder Montag für ihn bildete. Indessen, Hoffmann starb, Devrient starb, die Montagsschmausereien wurden eingestellt und die Serapionsbrüder der alten Zeit wurden eine Mythe. Der Aktuar verfiel darüber in Trübsinn, mechanisch schlich er noch immer in den ersten Tagen jeden Monats in seine Weinhandlung, um gierig, aber scheu in einen Winkel gedrückt, seinen Gehalt in Delikatessen zu vergeuden; aber die Montagsschmause fehlten und mit ihnen ein großer Halt seines Lebens. Er kam so mehr und mehr herunter, der Hunger stierte aus seinen Augen und gelben Wangen, nur dem Mitleid verdankte er es, daß man ihn in seiner Stellung beim Kammergericht beließ. Eines Tages kam er nicht mehr in sein Bureau, auch den zweiten und die folgenden Tage blieb er aus. Man forschte nach ihm, ohne eine Spur von ihm zu entdecken — er blieb wochenlang verschollen, kein Mensch wußte, was mit ihm geschehen, es kümmerte sich schließlich auch niemand mehr um ihn. Endlich fand man zufällig auf einem Misthaufen des damals noch öden Köpnicker Feldes seinen Leichnam von Würmern halb verzehrt — der Unglückliche war dort ohne Zweifel vor Hunger gestorben."

Stiefkinder des Antiquariats.

Es ist ein Kreuz und ein Jammer für jeden Sammler, wenn ihm in den Reihen seiner Bücher ein Werk ins Auge fällt, dem irgend ein Band fehlt. Es gibt ihm jedesmal einen Stich in das Herz und er mag gar nicht mehr hinschauen. Und einem jeden wird es genau so ergehen, wie jenem alten Herrn, von dem ich euch jetzt erzählen will.

Immer und immer hatte er gehofft, sein Exemplar (ich werde euch den Titel des Werkes nicht verraten) vervollständigen zu können, aber Jahre sind dahingegangen, ohne daß es ihm gelungen wäre. Er ist grau und alt dabei geworden, aber seine Hoffnung grünt und blüht, daß einst der Tag kommen wird, wo er den fehlenden Band zu seinen Brüdern stellen kann, die ihn dann mit Jubel begrüßen werden. Und er hat sich vorgenommen, seine letzte Flasche echten Bordeaux „Chateau Parempuyre 1905" zur Feier dieser Stunde zu leeren. Nachts träumt er davon, wie er diesen fehlenden Band bei einem Trödler in der Augustenstraße, umweht vom Dufte alter Kleider, unter allerlei zerbrechlichem Gerümpel hervorzieht. Da findet er das Buch in einem Stapel verstaubter und verschmutzter Bücher, jener verdammten Bücher, die einem Suchenden immer wieder unter die Hände kommen: Zschokkes Stunden der Andacht, Bulwers Romane in 150 Bänden, von denen 48 vorhanden sind, ein Kochbuch, ein altes Konversationslexikon aus dem Jahre 1863, eine Sprachlehre für Guitarrenspieler, ein Wörterbuch, zwei Bände Walter Scott (ein vielgerühmter englischer Dichter, von Bibliophilen nur selten gelesen), ein Duodezbändchen Schiller (Tübingen bei Cotta, aber 1849 — natürlich!), ein Gesangbuch, eine Anleitung zur Kanarienzucht, ein Katechismus, Schulbücher — Schulbücher — Schulbücher — Gott erbarme sich! — Aber plötzlich: das Herz steht ihm still, und mit zitternden Händen hält er ihn, den unermeßlichen Schatz: wahrhaftig: Band III, und die Jahreszahl stimmt: 1784, bey Friedrich Gotthold Jacobäer. Ja, es ist die Originalausgabe, in einem hübschen, sauberen Halbfranzband der Zeit, mit einem roten und einem grünen Rückenschildchen. —

Scheu schaut er zu dem Trödler hinüber, der gleichgültig eine Wasserkaraffe mit einem roten Lappen abwischt. Der ahnt garnichts. Ihm aber wankt der Boden unter den Füßen. Er muß sich sammeln und legt Schulbuch auf Schulbuch. Er will lieber nach dem Preise eines anderen Buches fragen, damit der Trödler nicht auf den unerhörten Fund aufmerksam wird und ihm eine unerschwingliche Summe für dies Kleinod abfordert. Oder gar sagt (es schwindelt ihm, wenn er an die Möglichkeit denkt): „Ja, das ist ja nur der dritte Band. Den kann ich nicht verkaufen, da muß ich die anderen Bände dazu noch irgendwo liegen haben. Jetzt kann ich aber nicht danach suchen". Oder auch: „Nein,

lassen Sie den nur da, vielleicht bekomme ich die fehlenden Bände einmal dazu." — Wie leicht möglich wäre das, ja sogar mehr als wahrscheinlich. Ihm wird schwarz vor den Augen.

Endlich tritt er auf den Trödler zu und hält ihm ein in rotes Leinen gebundenes Buch mit dickem Goldaufdruck unter die Nase. Es ist Schillers Leben von Palleske. Das schmutzige Gesicht des Händlers verschwindet in dem hintern Deckel des Buches. „Fünf Mark," sagt er kurz und reicht es zurück. Es wird beiseite gelegt. Und jetzt, er flüstert es mit halber Stimme: „Und dies hier?" — Zu dumm, er zittert doch, wie er dem Alten das Bändchen hinhält. Der schaut es an, gibt es gleichmütig zurück und sagt geringschätzig: „Fünfzig Pfennig".

Nun vollzieht sich Bezahlung, Abfertigung und Abschied in äußerster Eile. Erst auf der Straße holt er wieder den ersten tiefen Atemzug. Er möchte einen Jubelruf ausstoßen. Die alten Beine tanzen und berühren das Pflaster kaum. Er lacht alle Leute auf der Straße an und trällert ein Liedchen. — Kopfschüttelnd und mitleidig lächelnd schaut man dem alten, verrückten Herrn nach.

Der aber stürzt nach Hause, einen ganzen Himmel in der Brust, hinein in das Bücherzimmer, an das hohe Regal rechts vom Schreibtisch, seine bebenden Hände schieben die engstehenden Bändchen auseinander . . . und — o Gott, unendlich bist Du in Deiner Güte! — da steht nun — nach langen 25 Jahren des Harrens und Wartens — das vollständige Werk aufmarschiert: Band I, Band II, Band III, Band IV. Der alte Herr faltet andächtig die Hände und eine Träne tritt ihm ins Auge. — In weiter, weiter Ferne scheint man einen Choral zu spielen. – Das Bändchen paßt ganz gut zu andern, beinahe sieht es seinen wiedergefundenen Brüdern gleich, man möchte schon sagen, durchaus. Es ist der schönste Tag seines Lebens. Er hüpft ins Nebenzimmer und entnimmt dem Kredenzschrank eine Cakesbüchse und ein großes Ballonglas aus dünngeblasenem Glase. Und nun die Flasche Parempuyre! —

Es war ein Traum.

Ein Traum, der nie in Erfüllung geht. Wenn auch die Hoffnung ewig währet, der greise Sammler sinkt ins Grab, und seine Erben ärgern sich über die vielen unvollständigen Exemplare, die der knauserige Antiquar nicht bezahlen will. Schließlich nimmt dieser die verachteten Bände und Bändchen als Dreingabe mit, wirft sie in den äußersten Winkel seines Lagers, von wo sie vielleicht ein Trödler fortholt, der sie zusammen mit anderer Makulatur zum Einstampfen verkauft. In den zahlreichen Bibliotheken aber klagen einsame Bändchen über den Tod ihrer Brüder. Auch sie wird ihr Schicksal erreichen.

Beim Sammler Friedrich in Berlin steht der Peregrinus Proteus mit seinem zweiten Band und ahnt nicht, daß Bruderband I in München beim Märchen-

forscher Max steht, der ihn recht gerne an Friedrich abgeben würde, wenn jener die Liebenswürdigkeit hätte, ihm dafür den verwaisten fünften Band der „Blauen Bibliothek“ zu überlassen, der sich im höchsten Fache des Friedrich-schen Regals tödlich langweilt. Ja, wenn sie nur den blassen Schimmer einer Ahnung hätten, die Bücher, wo die verschollenen Kameraden sich aufhielten, sie würden sich schon verständigen und eine freudenvolle Wiedervereinigung feiern. Ja, wenn sie nur eine Ahnung hätten, die Sammler, wo sich die fehlenden Bände herumtreiben, sie würden schon dafür sorgen, daß es keine Witwen und Waisen mehr in den Bibliotheken gäbe. Aber sie rufen nicht, sie schreien nicht, sie winken und telegraphieren nicht, die armen, verlassenen Bändchen, sie sind stumm und traurig und harren in Geduld.

Der Antiquar aber verfolgt die „inkompletten Exemplare“ mit seinem Haß, schlimmer noch, er straft sie mit Verachtung und nimmt sie nicht in seine Listen auf. Denn er ist kein Liebhaber, sondern ein Händler, ein kalter, gewinnsüchtiger Rechner, für den ein einzelner Band II oder III keinen Wert repräsentiert. Er kann nicht viel Geld dafür verlangen, und bei den hohen Druckkosten läßt er sie nicht in seine Kataloge aufnehmen, denn ein Buch, für das er nur eine geringe Summe bekommt, ist seiner Beachtung nicht wert. — Der Sammler aber läßt sich immer wieder dazu verleiten, ein unvollständiges Werk zu kaufen, in der leeren Hoffnung, die fehlenden Bände einmal bei Gelegenheit erwerben zu können. Daß ihm das nur in äußerst seltenen Fällen gelingt, lehrt die Erfahrung. Und wie sollte es auch geschehen, wenn Einzelbände nur in verschwindend wenigen Fällen Aufnahme in die Antiquariatskataloge finden. Ab und zu stößt die geschärfte Aufmerksamkeit ja auf solche Bücher, aber dann ist es meistens ein Erster Band. Denn der Antiquar denkt (wenn er nur nicht denken würde!): den ersten Band eines Romanes kauft jemand vielleicht, den zweiten allein aber nicht. Auf die Frauenwelt, die bekanntlich zuerst den Schluß eines Buches liest, hat er seine Rechnung nicht eingestellt.

Was ist nun zu tun? Es ist mir wirklich passiert, daß ich Antiquare gesprochen habe, die selbst ein lebhaftes Bedauern äußerten, daß auf diesem Gebiete noch keine Einigung unter den Buchhändlern erzielt worden wäre. Ja, es käme sogar vor, daß ein Kollege den zweiten Band eines Werkes nicht abgetreten hätte an einen andern, der den ersten besaß, sondern verlangte, jener möge ihm doch den ersten überlassen, wozu sich der hinwiederum nicht bereit erklären wollte. Die Folge von diesem lächerlichen Manöver, das seinen Grund nur in der Furcht vor irgendeiner Übervorteilung durch den Gegenpart hatte, war, daß noch heute nach Jahr und Tag die beiden einzelnen Bände unverkauft bei den beiden Antiquaren herumstehen, die auch einem Sammler, der den Standpunkt beider Bände kennt, die Einzelbände nicht verkaufen wollen,

da sie (natürlich nur des Gewinnstes wegen) ihre Exemplare „komplettieren“ möchten.

Das Thema ist zu wichtig, um nicht gründlich erörtert zu werden. Und ich hoffe, daß diese Zeilen auch Antiquaren unter die Augen kommen werden, damit bei durchdringender Erkenntnis und wachsendem Verständnis diese Mißstände beseitigt werden. Vor allem muß die dringende Forderung gestellt werden, alle Einzelbände, unvollständige Werke in die Kataloge aufzunehmen und dabei unter Umständen einen etwas höheren Preis dafür zu fordern, als bisher üblich war. Sie brauchten auch bei Ankauf solcher Bücher nicht mehr so ängstlich und so knickerig zu sein wie früher, wenn alle deutschen Antiquare sich von gleichen Grundsätzen leiten ließen. Denn je mehr unvollständige Exemplare auf den Markt kommen, um so leichter würde sich Bruderband zu Bruderband zurückfinden. Sollte es tatsächlich bei uns keine Antiquare mehr geben, die selbst soviel Liebhaber sind, oder wenigstens ein Verständnis für die Sammlerwelt besitzen, um diesen sehnsüchtigen Wunsch der Sammler zu erfüllen, auch wenn sie nicht 100 Prozent am Buch verdienen, sondern nur 50 Prozent wegen der Druckkosten? Ich mag es nicht glauben, umsoweniger, als die Ankaufspreise solcher Werke außerordentlich niedrig sind. Würde es erst einmal wieder gebräuchlich, ohne Unterschied komplette wie inkomplette Werke auf die Listen zu setzen, so würde die bisher erstickte Freude am Kauf unvollständiger Bücher wieder lebendig werden, da die Möglichkeiten zur Ergänzung erheblich wachsen würden. Bisher sah man aber in den Katalogen nur von bekannten Seltenheiten Einzelbände registriert.

Es gäbe noch ein anderes, besseres Mittel. Nämlich die Einrichtung einer Sammelstelle für solche Bücher. Am zweckmäßigsten wäre eine Zentralstelle für ganz Deutschland. Hierhin liefern alle Antiquare (entweder gegen ein gewisses Entgelt oder, was vielleicht lieber gesehen würde, gegen spätere Abrechnung) ihre sämtlichen unvollständigen Exemplare. Die Sammelstelle (irgend ein Antiquar wird sich für deren Übernahme schon finden) vermag rascher, als es sonst möglich wäre, Werke zusammenzustellen und könnte sie sogleich auf den Markt bringen. Sie wartet im allgemeinen aber nicht ab, ob sich im Laufe der Zeit Band zu Band findet, sondern druckt in periodischen Abständen ihre Preislisten, die ausschließlich unvollständige Werke enthalten sollen, und versendet sie an die bekannten Sammler. Diese Kataloge werden, davon bin ich fest überzeugt, mit ganz besonderem Interesse und größter Aufmerksamkeit gelesen. Sollte sich der Unternehmer einen zu geringen finanziellen Erfolg von der Sache versprechen, so mag er auf diese Sonderkataloge ein Abonnement eröffnen, sodaß wenigstens der größte Teil der Druckkosten gedeckt werden könnte. So gering die Hoffnung auf Erfolg bei einem Abonnement auf die bisher

üblichen Antiquariatsverzeichnisse wäre, so dürften diese originellen Spezialkataloge ihr höchst interessiertes Publikum finden. Das Sammeln und Vervollständigen unvollständiger Exemplare möchte sich sogar zu einem neuen bibliophilen Sport auswachsen. Ja, es wäre hier ein wirkliches Verdienst zu erwerben, denn es würden nun Seltenheiten auf den Markt kommen, die bisher in Winkeln geschlummert haben. Es ist garnicht auszudenken, wieviel Bücher schon fortgeworfen, verbrannt oder eingestampft wurden, nur weil die dazugehörigen Bände gefehlt haben. Mit dem durch uns vorgeschlagenen neuen Unternehmen wird aber das allgemeine Interesse geweckt und dieser Vernichtungswut Einhalt geboten.

Sollte sich aber, was leicht möglich ist, kein Antiquar finden, der das Risiko eines solchen Versuchs auf sich nehmen wollte, so müßten die Sammler selbst die Angelegenheit in die Hand nehmen und eine eigene Zentrale errichten. Um unnötige Unkosten zu vermeiden, wäre es angebracht, wenn eine schon bestehende Sammlergemeinschaft dies Unternehmen in ihr Ressort einschalten würde. Ich denke da z. B. an die große Gesellschaft der Bibliophilen in Weimar, für die es eine schöne und dankbare Aufgabe wäre. Sie müßte mit Fug und Recht nicht nur von den Sammlern, sondern von allen größeren Bibliotheken und Archiven unterstützt werden. Diese Sammelstelle würde dann als eine neue Art bibliophiler Vereinigung unter Liebhabern und Forschern um Mitglieder werben, die zur Deckung aller Unkosten, einschließlich des Katalogdruckes, einen bestimmten Jahresbeitrag zu zahlen hätten.

Das Thema ist hiermit noch lange nicht erschöpft, und wir werden wohl des öfteren darauf zurückkommen müssen. Der Zweck unserer Zeilen aber ist vollkommen erreicht, wenn sie die Aufmerksamkeit eines größeren Sammlerkreises auf diesen wichtigen Punkt gelenkt haben. Aus der Beschäftigung mit dieser Materie werden vielleicht neue, bessere Anregungen entstehen, die zur endgültigen Lösung der Frage führen könnten.

Auch unsere Zeitschrift kann zu einem Austausch derartiger Bücher ihre hilfreiche Hand leihen. Im Beiblatt ließe sich für diesen Zweck eine besondere Rubrik errichten, in der gegen geringes Entgelt Bücher gesucht und angeboten werden können. Die einzige Schwierigkeit läge bei dem Sammler selbst, denn es dürfte nicht jeder nur daran denken, zu einem dritten Teile die fehlenden Bände zu erhalten, sondern er müßte sich auch mal entschließen können, einen solchen Band demjenigen zu übergeben, der mehr Bände besitzt als er, oder dem das Werk aus dem einen oder dem andern Grunde wichtiger wäre als ihm. Ich fürchte aber, hier wird es gewaltig hapern, und ich sehe schon den hartnäckigen Sammler, der zu Teil I die fehlenden neunzehn Teile sucht, während einem andern einzig und allein dieser erste Teil fehlt.

Arabesken

Bilder aus dem Leben des Andreas Nußbiegel

I.

Mit einem äußerst komischen Kupfer

„Du," sagte Freund Nußbiegel eines Tages mit strahlendem Blick zu mir, indem er einen Antiquariatskatalog in der Hand schüttelte, „Du, hör' mal, da habe ich etwas ganz Fabelhaftes gefunden, etwas für meine Sammlung Humoristika. Ich will es gleich bestellen." Damit hielt er mir einen Katalog entgegen und nannte die Nummer. Ich las:

Nr.298. (Pückler-Muskau, Fürst von), Jugendwanderungen. Aus meinen Tagebüchern; Für mich und Andere. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. (Mit einem äußerst komischen Kupfer.) 8°. 256 S. Stuttgart 1835. In Orig.-Umschlag (M. 6.—) M. 3.50.

„Nun?" lachte ich, „glaubst Du, daß das etwas für Dich ist?"

„Da fragst Du noch?" sagte er beleidigt. „Hast Du nicht gelesen: mit einem äußerst komischen Kupfer. Sowas ist sonst in Katalogen noch niemals vermerkt worden. Denke Dir, noch niemals bei all' den tausend lustigen Kupfern in den alten Büchern. Es muß schon etwas besonderes daran sein. Ich wills bestellen, es ist sehr preiswert."

„Tue es," meinte ich, „vielleicht ist das Kupfer mit den Jahren komischer geworden. Früher stand in den Katalogen nur: mit einem humoristischen Kupfer oder: mit einem komischen Kupfer. Es wird sich mit der Zeit ausgewachsen haben."

Nußbiegel schrieb schon an der Postkarte. Als ich am nächsten Tage ihn besuchte, ging er in höchster Unruhe auf und ab. Ich fragte ihn nach der Ursache dieses nervösen Gehabens.

„Ich begreife nicht," sagte er, „daß die Jugendwanderungen des Fürsten Pückler noch nicht da sind. Sie werden schon verkauft sein. Ich habe die ganze Nacht vor Aufregung nicht geschlafen. Es muß ein merkwürdiges, höchst merkwürdiges Stück sein."

Freund Nußbiegel ist ein außergewöhnlich enthusiastischer Mensch. Ich versuchte seine Erwartungen auf ein gut bürgerliches Maß herabzuschrauben. „Das Buch kann ja noch gar nicht da sein, die Bestellung ist frühestens erst heute in Leipzig eingetroffen. Und im Übrigen, ich würde meine Hoffnungen nicht so hoch spannen."

„Was!" rief er außer sich, „also ist es doch verkauft?"

„Wie kann ich das wissen," beschwichtigte ich ihn, „nein, ich glaube nur, daß das Kupfer vielleicht nicht Deinen Ansprüchen an Komik genügen wird."

„Du kennst es!" sagte er mit so drohendem Blick, daß ich erschrocken einen Schritt zurücktrat.

„Nein, nein," versicherte ich, „ich habe keine Ahnung, aber bei meinen Kenntnissen in Geschäftsanpreisungen —"

Ich durfte nicht mehr weitersprechen, denn Nußbiegel schob mich zur Tür hinaus.

Fünf Tage später fand ich ihn als gebrochenen Mann am Schreibtisch sitzen. Als ich nahe an ihn heran trat, sah ich, daß er weinte. Vor ihm lag ein kleines Oktavbändchen in zitronengelbem Umschlag. Es waren Pücklers Jugendwanderungen.

„Das ist zu viel! Das ist zu viel," stöhnte er und reichte mir das Heftchen. Neugierig schlug ich es auf und besah das „äußerst komische Kupfer". Es war eine kleine, herzlich schlechte, ganz dilettantisch verzeichnete Radierung: „C. Guerin fecit" stand darunter, und stellte drei Reiter auf Eseln dar. Einer hielt auf einer kleinen Brücke und versuchte sein störrisches Tier mit dem Stock vorwärts zu treiben. Hinter ihm jagte eine alte Frau auf einem galoppierenden Esel, und im Vordergrunde war gerade ein Reiter mit seinem Esel die Brücke hinabgestürzt.

Ich lachte laut auf, als ich das Bild sah.

„Dir kommt es doch nicht etwa gar komisch vor?" fragte Nußbiegel halb entrüstet, halb neugierig.

„Nein, darüber lache ich nicht," sagte ich, „sondern über Euch beide, über den Käufer sowohl, wie über den Verkäufer des Buches."

Nußbiegel sank wieder apathisch in sich zusammen. — Tiefes Mitleiden mit meinem Freunde erfaßte mich. Nachdenklich nahm ich das Kupfer wieder vor die Augen, ich sah genauer hin und – o Überraschung, da bemerkte ich etwas, was ich vorher nicht gesehen hatte. Der störrische Esel auf der Brücke verrichtete ein natürliches Bedürfnis. Deutlich sah man die punktierten Strahlen zwischen seinen Hinterbeinen.

Triumphierend reichte ich das Bild meinem armen Freunde über die Schulter und zeigte ihm meine Entdeckung.

Da lachte er wieder.

Es war doch ein äußerst komisches Kupfer.

II.

Zahm

So hatte ich meinen Freund Nußbiegel noch nie gesehen. Er tobte im Zimmer hin und her, warf einen Aschenbecher klirrend auf den Boden und eine Kohlenschaufel auf den Schreibtisch, daß die Tintenfässer barsten und ihren schwarzen Saft auf das Briefpapier ergossen. Er schleuderte die Photographie seiner Braut unter das Sopha und stürzte sich auf die Vorhänge, um sie herunterzureißen. Mühsam gelang es mir, ihn davon abzuhalten. Ich war starr vor Staunen. „Bin ich zahm?" brüllte er mich an. — „Weiß Gott nicht," sagte ich verwundert, „weiß Gott nicht. Du scheinst im Gegenteil ein wenig wild zu sein."

Er sah mich mit rollenden Augen an: „War Schiller zahm? He? War Goethe zahm? War Wieland zahm?" Er stieß ein Lachen aus, dessen Ton mich eiskalt durchschauerte. Er war ganz offenbar wahnsinnig geworden.

„Zahm!" höhnte er nochmals und sah aus wie ein Tierbändiger.

„Andreas," sagte ich milde, „was ist dir? Was erregt dich so?"

Er antwortete nicht und stieß verächtlich nach ein paar Halbfranzbänden, die stark ramponiert am Boden lagen. Offenbar hatte er auf ihnen herumgetrampelt. Es waren acht Lexikonoktavbände mit hellem Kalblederrücken. — Ich schaute mit bibliophilem Blick nach ihnen hin, da erkannte ich sie. Und sofort begriff ich alles. Es war die Bibliotheca Germanorum Erotica et Curiosa, herausgegeben von Hugo Hayn und Alfred N. Gotendorf.

„Armer Freund," sagte ich gütig, „daß dies so auf Dich wirken mußte. Du hast zuviel Temperament. – Heirate!" – Er knirschte mit den Zähnen. – „Ich gebe zu," sagte ich, „daß es eine etwas seltsame Auffassung unserer Geisteswerke ist, die Bücher in zahme Schafe und geile Böcke zu sondern. Ja, mir geht es oft so, als ob nun endgültig der Stab über ein Buch gebrochen sei, wenn ich unter seinem Titel im Hayn lese: zahm. Es ist damit erledigt und der Beachtung nicht mehr wert. – Gewiß, ich gebe Dir darin recht, aber trotz allem sehe ich keinen Grund, sich darüber so aufzuregen wie Du!"

„Ach, du armer zahmer Wieland," meckerte Andreas Nußbiegel, „ach, du böser pornographischer Heinse! — Wart du Schelm, du loser — ich will dir!" Damit ging er an sein Bücherregal und klatschte mit der flachen Hand gegen die Bücher. Ich schlich auf den Zehen unbemerkt aus der Stube und eilte fort, den Arzt herbeizutelephonieren.

Acht Tage später saß Andreas in einer Nervenheilanstalt.

„Ich verstehe diese Welt nicht mehr," waren seine letzten Worte, als man ihn in die Droschke schob.

Paul Talkebarth.

Der Zettelkasten

Bibliographische Nachweise

Die Orientierung erfolgt durch das Register. Einsendungen für diese Rubrik erwünscht, auch ohne vorherige Anfrage. Jede bibliographische Notiz ist möglichst knapp zu fassen; Titelangabe nach unserm Muster; bei Autopsie Angabe der Herkunft eines jeden Exemplars, nach dem die Aufnahme erfolgte; Angabe der Quelle, welche die Feststellung ermöglichte. Alle Einsender haben die Beiträge mit ihrem Namen zu zeichnen und sind für die Richtigkeit ihrer Angaben verantwortlich.

Nachträge und Fragen zum Pseudonymen-Lexikon

1.

Ludwig und Julius. Eine Geschichte nicht aus der Ideenwelt von Just am Walde. [auch unter dem Titel: Geistesentwickelung durch Schwärmerey; eine Geschichte für unser verfeinertes Jahrzehend.] 2 Bde. 8°. Berlin 1796–1797.

Zuerst nachgewiesen in: Allg. litter. Anzeiger. Leipzig 1797. Sp. 902: „Der Studiosus juris Evers zu Rostock, aus Schwerin gebürtig, ist sichern Nachrichten zufolge der Verfasser des Romans [usw. folgt Titel, jedoch heißt es hier: Just am Berge. Nur 1. Bd. zitiert u. Umfang: „ein Alphabeth, 2 Bogen in 8°." — Nach Meusel handelt es sich um August Evers (geb. ?. — gest. 1817 in Wismar). Vgl. a. a. O. Bd. IX S. 313. Ferner Bd. XI, S. 208 u. Bd. XIII S. 351. Evers war Eigentümer der Hofbuchdruckerei zu Schwerin. Vgl. auch Goed. 2. Aufl. VII, 384. 64 (1). Zu diesem Roman „Bemerkungen" von Fr. Piper in: Neue Monatsschrift v. u. f. Mecklenburg 1796 [vgl. Goed. VI, 440. 10. (3)].

Ein Exemplar des Buches war mir nicht zugänglich. Vielleicht sendet uns ein Besitzer desselben eine kurze Inhaltsangabe und Charakteristik des Romans. Hayn-Gotendorf zitieren ihn nicht.

2.

In Bd. IV der „Literarischen Blätter" (Nürnberg 1804; Nr. XXII v. 2. Junius) Sp. 352 findet sich folgende Anfrage:

Hat man folgende Pseudonymos noch nicht entdeckt?

1. Helenus Politanus, der 1672 ein Microscopium statist. herausgab?
[Angeführt ohne Nachweis bei Weller, nicht bei Holzmann u. Bohatta.]

2. Hermenegildus Personaeus, der 1744 zu Neuget eine Kritik über Bynkershoek obss. iur. drucken ließ?
[Ohne Nachweis bei Weller S. 422 mit ausführl. Titel.]

3. Adolph Freimund, der 1705 zu Regensburg acta publica imp. herausgab?
[Identisch mit Adolfus Freimundus, den Holzm.-Boh. nach Weller (S. 211), aber ohne klärende Jahreszahl, als M. Wiedemann enthüllt?]
Vielleicht vermag heute jemand diese Anfrage aus dem Jahre 1804 zu beantworten?

3.

Romantische | Miszellen | von | Florentin Eichhorst. | Enthaltend | 1. Robert und Emilie. | 2. Edelsinn und Liebe, | 3. Die Staatsveränderung in Kinguah | und | 4. Den König vom platten Lande. || Dresden, | in der Richterschen Buchhandlung | 1796. [8°. Titel u. 243 S.] Mit einem Titelkupfer (C. F. Holtzmann inv. et sc. Dresdae).

Verfasser ist: Friedrich Laun (psd. für Friedrich August Schulze). Die Aufnahme erfolgt nach dem in meinem Besitz befindlichen Exemplar. —

In keinem Pseudonymen-Lexikon nachgewiesen, ohne Nachweis zitiert bei Weller, auch Hayn-Gotendorf II, 118 (nur Titel, nach einem Antiquariatskatalog). Daß Laun der Verfasser ist, ergiebt sich aus dessen „Memoiren" (Bunzlau 1837), Theil I S. 58, wo er schreibt, daß er seinen ersten schriftstellerischen Versuch, eine Satyre auf die französische Revolution, dem damals recht angesehenem Schriftsteller Andreas Georg Friedrich von Rebmann (1768 bis 1824) vorlegte: „Es war eine kleine, komisch gehaltene Erzählung unter dem Titel: ‚die Staatsveränderung' und darin ein fingirtes Königreich in Afrika dargestellt, welches durch ein Paar fremde Abentheurer Terreur und Insürgnenet [im Originaldruck: Insurgent] mit Namen, revolutionirt worden. Unverkennbar erschienen darin die Anspielungen auf die französischen Schreckensmänner und Ereignisse. Statt aber Mißbilligung darüber zu äußern, gab Rebmann der Darstellung bei Weitem mehr Beifall, als sie verdiente und munterte mich zu ferneren Versuchen auf. Dieselbe Erzählung ist einige Jahre später, als Rebmann schon längst Dresden verlassen hatte, nebst mehreren andern großentheils sentimentalen Darstellungen im Verlage der Richterschen Buchhandlung, wenn ich nicht irre, unter der Aufschrift: Romantische Miscellen von Eichhorst, erschienen. Wohl zwanzig Jahre nachher fiel mir das Büchlein wieder in die Hand. Ich fand es aber so kraft- und saftlos und mit Mängeln aller Art überfüllt, daß ich dasselbe ganz unerwähnt lassen würde, wenn es nicht den Anfang meiner Schriftstellerei*) bezeichnete. Nach Goedeke (V, 526), der dies Werk nicht zitiert, liegt allerdings der Roman „Die grauen Brüder, oder der Bund der Schrecklichen" (Erfurt [Hamburg] 1795) zeitlich früher, doch wird dies Werk von Laun in seinen Memoiren gar nicht erwähnt.

Nachträge und Berichtigungen zu Hayn-Gotendorfs „Bibliotheca Germanorum Erotica et Curiosa"

I.

a) Ansichten | aus der | Cavalierperspective | im Jahr 1835. || Aus den | Papieren eines Verstorbenen. || Leipzig: | In Commission bei Adolf Frohberger. || 1836. [8°, einschl. Vort., Titel VIII u. 405 S.]
Verfasser ist: Joh. Dan. Friedr. Neigebauer.

*) Von mir gesperrt.

b) Cavalier-Perspective. || Handbuch | für | angehende Verschwender | von | Chevalier de Lelly. || Mon mestier et mon art c'est vivre. | Montaigne. || Leipzig: | F. A. Brockhaus. || 1836. [Einschl. Port., Titel XXXIV S., 1 Bl., 351 S.]

Verfasser ist: Eugen Baron von Vaerst.

Die bibliographische Aufnahme beider Werke erfolgte nach den in meinem Besitz befindlichen Exemplaren. Hayn verwechselt (Bd. I S. 92) offenbar beide Bücher, da er in seiner Anmerkung auch Vaerst als Verfasser des Neigebauerschen Buches angeführt hat, während er ganz richtig auf S. 581 das Vaerstsche Werk unter dem richtigen Titel zitiert. Nach seinen kritischen Randbemerkungen (er nennt den außerordentlich feinen und geistreichen Baron Vaerst S. 92 einen „Erzjunker" u. S. 581 rügt er dessen „blödsinnigste und arroganteste Ansichten über die angeblichen Vorzüge des Adels"*) scheint er selbst mit diesem Stande keine sonderlich guten Erfahrungen gemacht zu haben. — Als Verleger der „Ansichten a. d. Cavalierperspective" nennt Hayn Brockhaus und bezieht sich auf das Anonymen-Lexikon, das (vgl. Bd. I S. 78) die Verfasserschaft Neigebauers aus dem Brockhausschen Verlagskatalog nachweist. Es wäre zu untersuchen, ob das Werk aus dem Frohbergerschen Verlag später an Brockhaus überging, oder ob es sich hier nur um eine Deckfirma handelt, da Brockhaus nicht zwei Bücher mit so gleichlautenden Titeln verlegen wollte. Auffallend ist jedenfalls die Satzanordnung des Verlags und Verlagsortes, denn das Colon hinter „Leipzig" und der Strich zwischen Verlagsangabe und Jahreszahl sind Eigentümlichkeiten der Brockhausschen Büchertitel. Mit dem Vaerstschen Buche hält übrigens das Neigebauersche keinen Vergleich aus, dieses zeigt den Verfasser als einen prahlerischen eingebildeten Menschen, der mit seinen Liebesabenteuern protzt und die wirklichen und wohl oft genug erfundenen Geliebten durch seine Indiskretionen an den Pranger stellt. — Neigebauer käme allerdings die Haynsche Zurechtweisung, die ungerechterweise Vaerst zu Teil wird, eher zu, denn dieser, der Bürgerliche, der sich als Chevalier aufspielt, nimmt wirklich für den Adel Vorzüge und Vorrechte in Anspruch, die diesem keinesfalls allein zukommen.

2.

Lieder | zweier Liebenden. | Herausgegeben | von | Goeckingk. | [Kupfervignette: ein Liebespaar.] || Leipzig, | bey Weidmanns Erben und Reich. 1777. [8°, einschl. Titel u. 5 Bl. „Vorbericht des Herausgebers," unterzeichnet: „Ellrich im März 1777", 135 S. — Mit 4 zierlichen Kupfervignetten von Crusius.]

Verfasser ist Leopold Friedrich Günther von Goeckingk. Aufgenommen nach dem Exemplar in eigenem Besitz, das sich noch durch eine handschriftliche Widmung des Verfassers auszeichnet: „Der Frau Drostin v [der Name ist leider beim Binden abgeschnitten] vom Herausgeb[er]."

Diese Ausgabe galt allgemein für die erste des berühmten Buches. Hayn führt jedoch als erste („Goedeke unbekannte") Ausgabe (vgl. II, 638) an: „Lieder zweier Liebenden. Hrsg. v. — [hier ist nach dem Gebrauch Hayns der Verfassername zu ergänzen]. Mit Titelvign. O.

*Der nun verstorbene Heinrich Conrad, der die „Cavalierperspective" im Jahre 1911 bei Georg Müller in München neu herausgab, bemerkt zu Vaerstens Betrachtungen über den Philister: „Es ist bedauerlich, daß Vaerst sich über Philister ärgert. Das hat er gar nicht nötig. Ein Mann wie er ist jedem Philister durch sein bloßes Dasein ein Ärger und ein Greuel, und dadurch ist er von vornherein tausendfältig für alles gerächt, was die dumme Bosheit der Philister ihm jemals zufügen könnte." Conrad meint übrigens, daß wahrscheinlich kein Philister ein solches Buch wie die „Cavalierperspective" in die Hand nehmen, geschweige denn zu Ende lesen würde.

O. (Leipzig) 1777. 8°. 96 S." — Hayn verzichtet darauf, den Nachweis zu führen, warum er diese Ausgabe für die erste hält. Ich halte sie vielmehr für einen unberechtigten Nachdruck, worauf schon die geringere Seitenzahl schließen läßt (Papierersparnis, um den Preis der Ausgabe zu verbilligen). Ich nehme an, daß Hayn die Originalausgabe nicht zu Gesicht bekommen hat und annahm, daß der „März 1777" datierte Vorbericht hierin fehlte. Bei solchen „Berichtigungen" ist dringend zu fordern, daß die nötigen Nachweise gegeben werden.

3.

Eine Anfrage:

Der | Teufel in Wien. || Eine nächtliche Fantasie | von | Salzmann. | [Kupfervignette von Schleich.] || Wien 1783. | bey Sebastian Hartel, in der Singerstraße neben | St. Stephans Hauptthor. [Kl. 8°, einschl. Titel 56 S. — Am Schluß: Zierstück.]

Aufgenommen nach meinem eignen Exemplar. Vgl. dagegen: Hayn VIII, 496, der 2 Theile mit 78 und 84 Seiten anführt. — Der Text meines Bändchens schließt: „In diesem Augenblick erblickte mich Mephistophiles, erwischte mich beym Schopf, und fragte: Was machst du hier? Ich schrie und — erwachte. — Kann also nicht mit Gewißheit sagen, ob der Teufel schon wieder hinabgefahren, oder noch hieroben ist."

Diese Worte lassen darauf schließen, daß das Büchlein damit zu Ende ist. Es ist nicht anzunehmen, daß es sich um zwei verschiedene Werke unter gleichem Titel handelt, da der Verlag beider Ausgaben der gleiche ist. Hayn bezeichnet nach Brümmer Joh. Rauthenstrauch als Verfasser. Meusel führt jedoch dies Werk nicht unter dessen Schriften an. In der Vorrede meines Exemplars erzählt der Verfasser, daß er jüngst in eine Gesellschaft solcher Leute geraten, die gerne von Staatsangelegenheiten plaudern. Etliche verteidigten Herrn Fast und Kompagnie, die gegen alle neuen Einrichtungen eifern, und schimpften dafür über Wittola, Eibel und Rauthenstrauch. — Da dieser Name an letzter Stelle steht, ist ja eine Verfasserschaft Rauthenstrauchs nicht ausgeschlossen. — Ein Salzmann scheint als Verfasser nicht in Frage zu kommen. Daß es sich hier um ein Pseudonym handelt, erkannte bereits Weller, der das Werk anführt, ohne den Verf. zu nennen. Raßmanns und Holzmanns u. Bohattas Lexika lassen uns im Stich.

Vielleicht gibt uns ein Wiener Spezialist nähere Auskunft über das Buch?

4.

Launige Gemälde | von | Büschel. |||| Leipzig, 1795. | bey Friedrich August Leo. [8°. Titel, 340 S., 1 Bl. Inhalt.] Mit einem Titelkupfer, darstellend eine nackte Frauengestalt mit verhülltem Kopfe durch eine nächtliche, mondbeleuchtete Straße wandelnd. Gezeichnet: Schule fec. 1795.

So nach dem Exemplar in eignem Besitz. Hayn (vgl. I, 504) schreibt: „Leipzig (ohne Adresse)" und gibt die Jahreszahl 1799. Nur Vermerk: „mit freiem TKpf." Hat aber gleiche Seitenzählung wie wir, sodaß es sich bei ihm wohl nur um eine neue (Titel-) Auflage handelt. — Vgl. dagegen Goedeke V, 393 (4): „Launige Gemählde. Leipzig 1790", ebenfalls gleiche Seitenzahl. Es wäre interessant zu wissen, ob Goedeke hier wirklich die erste Ausgabe anführt oder ob es sich (was wahrscheinlich ist) nur um einen Druckfehler handelt, denn Heinsius führt das Werk noch nicht in seinem Bücherlexikon (Bd. I, 1793) an, während Kaysers „Deutsche Bücherkunde" (1827) die von uns angeführte Ausgabe von 1795 zitiert. Ebenso Ebeling III, 624. Der Verfasser ist: Joh. Gabr. Bernh. Büschel (1758-1813), vgl. Goed. a. a. O.

5.

Das | Busen-Tuch. || Eine Arabeske. || Als | Seitenstück | zu dem | Unterröckchen, wie es seyn sollte. || Mit einem Kupfer. || Leipzig, | in der Schäferischen Buchhandlung | 1804. [12° einschl. Titel 48 S.]

Verfasser ist: Joh. Ernst Friedr. Müller (vgl. Goedeke V, 517. 22. [8]). — Titelkupfer von Hullmann nach Ziegler [? nicht gut leserlich].

Aufgenommen nach dem Exemplar in eignem Besitz. Hayn (vgl. I, 510) gibt Kühn in Leipzig als Verleger an, hat aber gleiche Seitenzählung wie wir und führt auch das Titelkupfer, aber ohne nähere Bezeichnung, an. Kaysers (Bücherkunde 1827) nennt ebenfalls Kühn als Verleger. Wer von beiden, dieser oder Schäfer, war der erste Verleger?

Fragen und Antworten

1.

Joh. Gottl. Schummel erwähnt in seiner „komi-tragischen Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert: Spitzbart" (Leipzig 1779) S. 272 einen Grafen Gotter, der sich als Gastronom hervorgethan haben muß, denn Schummel spricht bei seiner Erwähnung von einer von dem Grafen selbst erfundenen Pastete. — Auf S. 355 schreibt im gleichen Buche der Verfasser: „Nur wenige Leser werden den Namen Lysius aus Halle kennen: Diejenigen aber, die ihn kennen, lachen gewiß schon bey dem blossen Namen laut auf. Unter allen elenden Reimern war er der elendeste, und lebten wir noch in den Zeiten des Heydenthums, so könnte man sagen, die Götter hätten ihn für seine wäßrichten Reime sehr passend bestraft, denn er hat sein Grab in der Saale gefunden." — Vielleicht vermag jemand über diese beiden verschollenen Größen eine nähere Auskunft zu geben? C. G. v. M.

2.

Antwort an Herrn R. v. H. Das Kloster Netley, eine Geschichte aus dem Mittelalter, Berlin und Leipzig 1796, ist eine Übersetzung aus dem Englischen von Wilhelm Heinrich Wackenroder (vgl. Haym, Romantische Schule. Berlin 1906. S. 110; Goed. VI, 46. 4 [Nr. 4]). In Holzmann-Bohattas Anonymen-Lexikon finden Sie es unter „Netley" und dort nach Kayser und Meusel Ludwig Tieck zugewiesen, der es allerdings auch unter seine Schriften (IX. Bd.) aufnahm.

Bitte um Hilfe

Wie uns Graf C. v. Klinckowstroem mitteilt, befindet sich der 77 jährige Herausgeber der jedem Sammler so wichtigen Bibliotheca Germanorum Erotica Hugo Hayn in äußerster Not. Hilfe durch Geldunterstützung ist dringend erforderlich. — Geldsendungen, auch in kleinen Beträgen, herzlich erbeten entweder an Horst Stobbe, Verlag, München, oder direkt an Herrn Hugo Hayn, Kötzschenbroda bei Dresden, Bahnhofs-Gasthaus.

Vermerk der Schriftleitung. Beiträge für den rein literarischen Teil verbeten. Alle übrigen nur nach vorheriger Anfrage. Den Einsendungen ist Rückporto beizulegen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr bezüglich Rücksendung übernommen.

Herausgeber: Carl Georg von Maassen / Verlag: Horst Stobbe München

NEUE ANTIQUARIATSKATALOGE

(Kataloge ſind zur unentgeltlichen Aufnahme in dieſe Abteilung dem Verlag ſofort nach Erſcheinen einzuſenden.)

IOS. BAER & CO., FRANKFURT A. M. / Nr. 656: Luxusdrucke. 227 Nrn. / Nr. 657: Neuerwerbungen Wertvolle Werke aus allen Gebieten der Geſchichte. 494 Nrn. / Nr. 658: Zur Geſchichte der Wiſſenſchaften I. 1062 Nrn. / Frankfurter Bücherfreund. XII. Jahrg. Heft 4. Nrn. 513 – 608.

BÜCHERSTUBE AM SIEGESTOR, MÜNCHEN / Nr. 55: Vorzugsausg., Illuſtr. Bücher, Erſtausg., Erſtausgaben z. T. a. d. Nachlaß von Ed. v. Keyſerling.

FRAENKEL & CO., BERLIN / Nr. 16: Deutſche Muſterdrucke, ältere ſchöne Werke. 119 Nrn.

PAUL GRAUPE, BERLIN / Nr. 86: Mod. Bücher, Lux.-Drucke. 773 Nrn. / Nr. 87: Neuerwerbg. 300 Nrn. / Nr. 88: Deutſche Literat. u. Überſetzung. 1036 Nrn. / Nr. 89: Genealogie und Heraldik. 912 Nrn.

F. W. HASCHKE, LEIPZIG / Nr. 3: Moderne Graphik. 779 Nrn. / Nr. 4: Kulturgeſchichte. 1148 Nrn.

KARL W. HIERSEMANN, LEIPZIG / Nr. 471: Graphiſche Kunſt, Miniaturmalerei, Ornamentſtiche. 532 Nrn. / Nr. 472: Kunſtgeſchichte. 1042 Nrn. Nr. 473: Helvetica. 1126 Nrn.

H. HUGENDUBEL, MÜNCHEN / Nr. 107: Neuerwerbungen. 1161 Nrn.

EDMUND MEYER, BERLIN / Nr. 50: Schöne moderne Bücher. 1065 Nrn.

DR. IGNAZ SCHWARZ, WIEN / Nr. 1: Handſchriften und Bücher. 1172 Nrn.

HERMANN TREICHEL, JENA / Nr. 5: Alte Bücher in bunter Reihe. 398 Nrn.

ADOLF WEIGEL, LEIPZIG / Nr. 116: Bücherliebhaberei. 419 Nrn.

C. WINTERS ANTIQUARIAT, DRESDEN / Nr. 184: Bücher aus allen Wiſſenſchaften. 484 Nrn.

GESUCHTE BÜCHER

Preis für die Zeile 2.50 Mark

G. HILDEBRANDT / MÜNCHEN / LUISENSTR. 45/III

1. KEYSERLING / Rosa Herz
2. KEYSERLING / Die dritte Stiege
3. KNOOP / Die Karburg
4. KNOOP / Die Dekadente
5. KNOOP / Die erlöſende Wahrheit
6. WILDE / Das Geſpenſt von Canterville (Inſel)

EMIL HIRSCH / ANTIQUARIAT / MÜNCHEN

7. BODE / Holländiſche und flämiſche Malerſchulen
8. CHAMISSO / Peter Schlemihl 1814
9. CHLEDOWSKI / Rom. 3 Bde.
10. LESSING / Laokoon 1766
11. NAGLER / Künſtler-Lexikon. Alte u. neue Ausg.
12. RETHEL / Totentanz
13. STERNBERG / Braune Märchen
14. TSCHUDI / Jahrhundertausſtellung
15. WACKENRODER / Herzensergießungen. 1797
16. WÖLFFLIN / Klaſſiſche Kunſt
17. Illuſtrierte Bücher des 18. und 19. Jahrhunderts deutſch und franzöſiſch in guten Ausgaben.

BÜCHERSTUBE AM SIEGESTOR / MÜNCHEN 34

18. HUNDERTDRUCKE / Alle Bde.
19. STUDIO / Vol. I/II.
20. INSEL / Jahrgang I.
21. ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE / Jhrg. I H. 12; Jhrg. II, H. 1 – 6; Jhrg. VIII, H. 7 – 12; Jhrg. IX, u. X cplt. N. F. Jhrg. VIII cplt.; IX H. 8 – 9

HORST STOBBE / MÜNCHEN 34

22. DEHIO / Kirchliche Baukunſt des Abendlandes
23. PANIZZA / Dämmerungsſtücke
24. PANIZZA / Illuſionismus
25. PANIZZA / Verteidigung in Sachen Liebeskonzil
26. PANIZZA / Zürcher Diskuſſionen. Heft 1 – 4, 6, 12, 20 – 22, 27.
27. Der liebe Auguſtin. 1904
28. HOFMANNSTHAL / Der Kaiſer und die Hexe
29. ANONYMEN-LEXIKON / Bände 1 – 3.

B. W. v. BÜLOW / FÜRSTENBERG I. MECKLENB.
Alte und neue Literatur über Politik, Geſchichte, Volkswirtſchaft und Antiquariatskataloge erbeten.

ERNST ROWOHLT VERLAG BERLIN W. 35

SWINBURNE

Deutſch von Rudolf Borchardt

Einmalige numerierte Auflage von 600 Exemplaren. Auf echtem Büttenpapier in der Offizin W. Drugulin gedruckt.

Exemplar 1-30 vom Autor ſigniert, in Ganzpergament gebunden (vergriffen) Mark 200.00

Exemplar 31-150 in Halbpergament gebunden .... Mark 80.00

Exemplar 151-600 in Pappband gebunden .... Mark 40.00



MENSCHHEITSDÄMMERUNG

SYMPHONIE JÜNGSTER DICHTUNG

Herausgegeben von Kurt Pinthus

Auf holzfreiem Papier gedruckt / In ſolidem Pappband M. 12.00 / In Halblederband M. 20.00

Dichtungen von Becher, Benn, Däubler, Ehrenſtein, Goll, Haſenclever, Heym, Heynicke, van Hoddis, Klemm, Lasker-Schüler, Leonhard, Lichtenſtein, Lotz, Rubiner, Schickele, Stadler, Stramm, Trakl, Werfel, Wolfenſtein, Zech. Mit den Selbſtbiographien der Dichter, und ihren Porträts von Kokoſchka, Meidner, Barlach, Lehmbruck, Schiele uſw. Die Dichter dieſes ſymphoniſch gegliederten Buches bilden eine Phalanx, deren gemeinſames Ziel die Vernichtung der alten und die Vorbereitung einer zukünftigen Menſchheitsepoche iſt.

Proſpekte und Ankündigungen bitten wir direkt vom Verlag zu verlangen.

LUCAS GRÄFE BUCHHANDLUNG * HAMBURG * HERMANNSTRASSE 30

DIE HAMBURGER-PRESSE



SCHILLER DON KARLOS / Mit 6 Steinzeichnungen von A. Kling. In Tiemann-Antiqua.
a) 1-50 auf Bütten in Ganzleder . . . . (vergriffen)
b) 51-150 auf Bütten in Halbleder handgebunden . . . . (vergriffen)
c) 151-500 auf Hadern in Halbleder handgebunden . . . . Mk. 77.00

TIECK / MINNELIEDER AUS DEM SCHWÄBISCHEN ZEITALTER / Mit den Bildern von Ph. O. Runge und einem Vorwort von Prof. G. Pauli. In Koch-Frühlingschrift.
a) 1-50 auf Bütten in Ganzleder . . . . (vergriffen)
b) 51-150 auf Bütten in Halbleder handgebunden . . . . Mk. 132.00
c) 151-500 auf Hadernbütten in Halbleder handgebunden . . . . Mk. 77.00

PARIS VON DEM WERDER / FRIEDENSREDE aus dem dreißigjährigen Krieg. Getreu dem Original v. 1640 in alter Schwab. gedruckt. Auf im. Japan. in festem Pappb. 7.00

JEAN PAUL / FRIEDENSPREDIGT AN DEUTSCHLAND / Gedruckt in Werther-Fraktur. Auf Hadern, in festem Pappband . . . . Mk. 7.00

AN MEINEN SOHN H . . . . von M. Claudius . . . . (vergriffen)

IM FRÜHJAHR ERSCHEINT:

PLATON, PHAIDON / Neu übertr. v. J. Ritter. Zweifarb. in Czeschka-Antiqua gedr. Aufl. 300
a) In Ganzpergament auf schwerem Bütten zirka . . . . Mk. 250.00
b) In Halbpergament auf Bütten zirka . . . . Mk. 120.00
c) Kartoniert auf Bütten zirka . . . . Mk. 150.00

WEDEKIND-MAPPE

ZWÖLF LITHOGRAPHIEN AUS WEDEKIND-DRAMEN
VON ALFRED G. KÜCHLER

Inhalt: 1. Kopf Wedekinds / 2. Frühlingserwachen: Frau Bergmann u. Wendla / 3. Frühlingserwachen: Melchior und Moritz / 4. Frühlingserwachen: Heubodenszene / 5. Frühlingserwachen: Konferenzzimmer / 6. Frühlingserwachen: Friedhofszene / 7. Erdgeist: Atelierszene / 8. Erdgeist: Dr. Schön und Lulu / 9. Büchse der Pandora: Schigolch u. Lulu / 10. Büchse der Pandora: Dachkammerszene / 11. Franziska: Veit Kunz und Franziska / 12. Franziska: Tanz der Karaminka
a) 1-15 auf Bütten handkoloriert . . . . (vergriffen)
b) 16-50 auf Bütten, jedes Blatt signiert. schwarz . . . . Mk. 150.00
c) auf Kupferdruckkarton, Titel signiert . . . . Mk. 90.00

PROSPEKT GERN ZU DIENSTEN

DAS KESTNERBUCH

Herausgeber Paul Erich Küppers
Künstlerischer Leiter der Kestner-Gesellschaft
in Hannover

Das Kestnerbuch will der Ausdruck einer Gesinnung sein, die ihre Ziele jenseits von Zahl u. Macht verankert sieht. So wendet sich dieses Buch ab von den lärmenden Kämpfen der äußeren Zeit u. versucht einen Einblick zu geben in die grenzenlose Entlegenheit, in der Dichter u. Künstler unserer Tage in hingerissenem Streben die niederdrückende Last des Stoffes zu überwinden trachten.

DAS KESTNERBUCH BRINGT LITERATUR UND ORIGINALGRAPHIK
Lyrik / Epos / Drama / Aufsätze / Holzschnitte / Lithographien

U N V E R Ö F F E N T L I C H T E W E R K E
Theodor Däubler, Alfred Döblin, Hermann Essig †, Herbert Eulenberg, Adolf von Hatzfeld, Carl Hauptmann, Franz Janowitz †, Paul Kornfeld, Else Lasker-Schüler, Thomas Mann, Alfred Mombert, Felixmüller, Max Picard, Hans Pfitzner, Max Pulver, Karl Schenzinger, Albert Steffen, Karl Thylmann †, Wilhelm Worringer / Darunter: Thomas Mann: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull / Ein hymnisches Zwiegespräch aus Theodor Däublers Tragödie Can Grande Della Scala / W. Worringer: Bemerkungen zum Kubismus

O R I G I N A L G R A P H I K
Ernst Barlach, Max Burchartz, Lyonel Feininger, Otto Gleichmann, George Grosz, Erich Heckel, Paul Klee, Ludwig Meidner, Felixmüller, Wilhelm Plünnecke, Kurt Schritters, Richard Seewald, Max Unold, Eberhard Viegener.

Das Kestnerbuch wird in der Offizin von Edler & Krische in Hannover in edler Antiqua auf bestes Zandersbütten gedruckt, die Graphik auf Japan abgezogen, der Großquartband von etwa zwölf Bogen Umfang in Halbleinen gebunden. Preis 30 Mark / 150 Exemplare werden auf Bütten abgezogen, numeriert und mit der Hand gebunden.
Preis 100 Mark bis 250 Mark.

H E I N R I C H B Ö H M E V E R L A G H A N N O V E R

1919
NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

SCHRIFTLEITUNG: HUGO ZEHDER

STÄNDIGE MITARBEITER: PAUL ADLER / ADOLF BEHNE THEODOR DÄUBLER / MAX BROD / CARL EINSTEIN ALBERT EHRENSTEIN / IWAN GOLL / ALFRED GÜNTHER WALTER HASENCLEVER / MAX HERRMANN-NEISSE CAMILL HOFFMANN / LUDWIG MEIDNER / MYNONA OSCAR KOKOSCHKA / CARL OTTEN / FELIX MÜLLER MAX PULVER / PAUL ZECH / ANTON WILDGANS ALFRED WOLFENSTEIN / PAUL KLEE / FRIEDRICH AHLERS-HESTERMANN / HANS POELZIG / CARL MENSE

HALBJÄHRLICH 12 MK. / EINZELHEFT 2.50 MK.

EMIL RICHTER VERLAG
DRESDEN